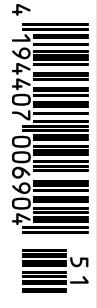


Guy Parmelin, «Star Wars», Ökonomie des Spendens

Nummer 51 – 17. Dezember 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

**Alkohol im
Bundeshaus
Ein Sittengemälde**



Schweizer des Jahres

Sepp Blatters dornenvoller Kampf
für eine bessere Welt.

FIFA



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Patek Philippe Diamond Ribbon
Ref. 4968R



© UBS 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Mitfiebern

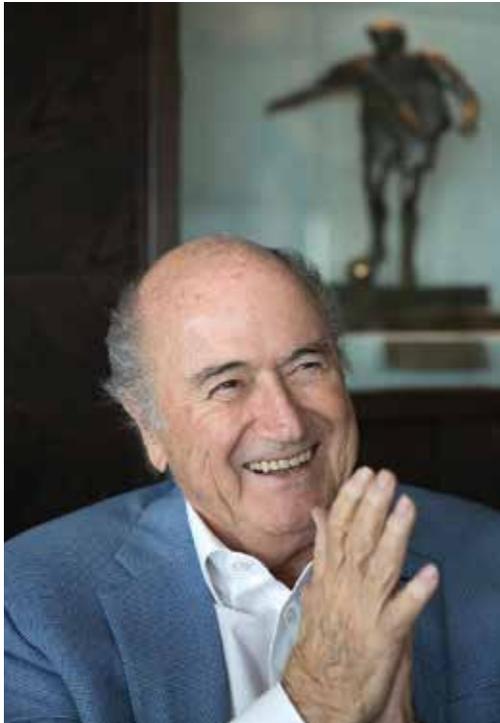
Beim einzigartigen Spengler Cup Davos.

ubs.com/spenglercup

SPENGLER CUP DAVOS



Er ist so etwas wie der Schmerzensmann des internationalen Fussballs: Sepp Blatter. Der Schweizer Fifa-Präsident hat ein fürchterliches Jahr hinter sich mit Anfeindungen, brenzligen Momenten, einer Sperre und kürzlich einem



Bewundernswerter Fussballkämpfer: Sepp Blatter.

lebensbedrohlichen gesundheitlichen Zusammenbruch. *Weltwoche*-Chef Roger Köppel gehört zu den raren Verteidigern Blatters in der Öffentlichkeit. In diesem Jahr traf er ihn nun zum zweiten Mal zum Interview. Blatter gab sich kämpferisch, gutgelaunt und abgeklärt. Er glaube an ein Leben nach der Fifa, doch vorher setze er sich für einen würdevollen Abgang ein. Wir widmen die zweitletzte Titelstory des Jahres diesem unterschätzten, unermüdlichen und bewundernswerten Fussballkämpfer für eine bessere Welt. **Seite 16**

Bundesbern feiert. Besonders in der laufenden Wintersession. Fest folgt auf Fest, Feier auf Feier, Apéro auf Apéro. Ständiger Begleiter: der Alkohol. Die Recherche von Bundeshausredaktor Hubert Mooser und Inlandchef Philipp Gut hat bereits vor der Publikation für Schlagzeilen in mehreren anderen Medien gesorgt. Wild wurde über ein Alkoholproblem des neuen SVP-Bundesrats Guy Parmelin spekuliert. Wir können Entwarnung geben: Der Weinbauer trinkt in Massen. Ins Rampenlicht gerieten am Wahltag andere, etwa CVP-Fraktionschef Filippo Lombardi. Bei seiner kurzen Erklärung fragte man sich, ob er erkältet war, einen nächtlichen Gesangswettbewerb hinter sich hatte oder direkt aus dem Festzelt kam. Tatsächlich liesse sich das, was man mit «Dreigro-

schen»-Charme als die «Nacht der langen Messer» bezeichnet, ebenso gut als Botellón der gehobenen Kreise beschreiben. Das Besondere am Berner Betrieb ist ja, dass man sich als Politiker ganz offiziell von Anlass zu Anlass und von Flasche zu Flasche angeln kann. Und dies erst noch gratis. In einem normalen Job wäre das undenkbar. Das wirft Fragen auf: Wie steht es wirklich mit der Kultur des Alkoholkonsums im Bundeshaus? Beeinflusst sie politische Entscheide? Oder ist sie sogar ein unabdingbares Schmiermittel der Konkordanz? **Seite 22**

Was nicht sein darf, kann nicht sein – das gilt zumindest für Teile der Medien, Behörden und Politiker. Als die *Weltwoche* vor einem Monat über eine Zelle des Islamischen Staats (IS) im Umfeld der Winterthurer An-Nur-Moschee berichtete, war die Empörung bei einer ganzen Reihe von Journalisten und sogenannten Radikalisierungsexperten gross. Wohlgermerkt nicht über die Tatsache, dass sich bei uns Hassprediger breit machen, sondern dass sich die *Weltwoche* auf Quellen beruft, die aus naheliegenden Gründen anonym bleiben müssen. Doch nach dem Auftauchen eines zweiten mutmasslichen Hasspredigers des IS in St. Gallen sowie der Terrorwarnung und den Verhaftungen in Genf verstummen die Kritiker allmählich. Die Gefahr ist real, und den Kopf in den Sand stecken nützt nichts. Inzwischen haben sich die Verantwortlichen der An-Nur-Moschee auch mehrfach in den Medien geäussert. Der Gipfel war ein Auftritt von Atef Sahnoun, dem Präsidenten der An-Nur-Moschee, bei «Schawinski» im Schweizer Fernsehen. Ausweichende Antworten und widersprüchliche Aussagen bis hin zu offensichtlichen Unwahrheiten lassen Sahnoun und seine Moschee in noch schlechterem Licht erscheinen. **Seite 43**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Roman Küttel, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



JUGENDSTIL IN DAVOS

Esplanade Belle Epoque. Die schönsten Eigentumswohnungen von Davos: Historische Pracht trifft auf elegante Moderne, zeitgenössisches Design im Glanz der Belle Epoque, oberhalb Davos-Platz, an Südlage mit fantastischer Aussicht. Es sind noch 3 Wohnungen im Angebot (Strelastrasse 2, Davos Platz).

Besichtigungstage

29. und 30. Dezember 2015 / 19. und 26. Februar 2016 von 14 – 17 Uhr

Kontakt: Irmgard Planzer, Tel. 079 362 21 21

www.esplanade-belle-epoque.ch

meiliunternehmungen
Wir setzen Akzente.

ESPLANADE
Belle Epoque

SVP schleicht ab

Die SVP stiehlt sich im Asylbereich davon. Merkel im Jubel. Das geniale «Star Wars»-Rezept. *Von Roger Köppel*

Die Departemente, sagte Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga am letzten Freitag, seien «gemäss den Wünschen der sieben Mitglieder» verteilt worden. Die Sitzung verlief nach Angaben der Sozialdemokratin «kurz, kollegial und konfliktfrei.» Auf Sommarugas Justiz- und Polizeidepartement hatte offenbar keiner der beiden SVP-Bundesräte «Lust», wie das politische Modewort in Bern lautet. Migration, Asyl, Rechtsstaat und Europapolitik bleiben fest in linker Hand.

Es erreichen uns zahlreiche Zuschriften von beunruhigten Wählern, die sich die ersten Gehversuche der neuen Landesregierung ganz anders vorgestellt haben. Sie haben recht. Die Volkspartei hatte ihren Wahlkampf fast ausschliesslich auf das «Asylchaos» konzentriert, dessen Weiterverwaltung sie nun «kollegial und konfliktfrei», also kampfflos, der politischen Gegnerin überlässt. Die SVP schleicht ab. Sie bringt es nicht fertig, ihren asylpolitischen Führungsanspruch in den Bundesrat zu tragen. Sie versucht es nicht einmal. Die Asylrambos der Wahlen mutieren zu konkordanten Schächchen in Bundesbern.

Die aus der Zentrale nachgereichten Begründungen überzeugen wenig. Die SVP sagt, erstens seien die neu von Ueli Maurer geleiteten Finanzen ein Schlüsseldepartement und zweitens habe man verhindern wollen, dass Sommaruga in einem anderen Gebiet grösseren Schaden anrichtet. Es stimmt, die Finanzen sind wichtig. Aber es ist eine reine Schutzbehauptung, die Beerdigung des asylpolitischen Führungsanspruchs im Bundesrat mit dem Hinweis auf Sommarugas angebliche Schädlichkeit in anderen Ressorts zu rechtfertigen. Wäre das so, hätte die SVP nie den Abgang der SP-Bundesrätin aus dem «Asylchaos»-Departement fordern dürfen.

Es scherbelt auch in der Sache. Warum hat man Sommaruga nicht Ueli Maurers VBS angeboten, wo die gesetzlichen Rahmenbedingungen von der bürgerlichen Mehrheit inzwischen trittsicher festgezurrert wurden? Das neue Lustprinzip bei der Departementsvergabe trübt auch bei einigen Routiniers den Blick auf den Wählerauftrag. Die «Rennleitung» der Volkspartei redet sich die Sache schön.

Sommaruga spricht von einem guten Start des neuen Teams. Es ist ein giftiges Lob. Die Einbindung der SVP verläuft reibungsloser, als es die Freunde dieser Partei befürchtet und als



«Nibelungenhafte Unbeirrbarkeit.»

es sich ihre Gegner gewünscht haben dürften. Dem Publikum bietet sich das Bild einer Partei, die im Wahlkampf Krawall macht, um sich jetzt schnurrend ins Berner Macht- und Wohlfühlkartell eingliedern zu lassen. Die SVP ist im Begriff, zu einer normalen Partei zu werden.

Deutschlands Kanzlerin Merkel spielt ihre Kritiker an die Wand, einmal mehr. Der systematisch unterschätzten Kanzlerin ist am Parteitag in Karlsruhe gehuldigt worden. Von Aufstand keine Spur. Der Rücktritt ist kein Thema. Die Kommentatoren irren. Merkel gelang es sogar, ihre Flüchtlingspolitik als patriotischen Kraftakt im Sinne der Vorväter zu verkaufen.



Wenn unter Politik die Kunst verstanden wird, rechtzeitig bei den Wahlen relative Mehrheiten zu erobern, dann gehört Merkel zu den besten Politikern der Gegenwart. Mit dem Atomausstieg nahm sie den Grünen das grosse Thema weg. Mit ihrer Politik der offenen Grenzen profiliert sie die CDU noch vor der SPD als Marktführerin für internationale Solidarität auf Kosten der Steuerzahler.

Indem sich Merkel die Themen ihrer Konkurrenz aneignet, kann die CDU leichter Koalitionen schmieden mit der Linken, die sie durch die Anpassung gleichzeitig schwächt.

Jetzt packt die Kanzlerin die Chance, das historisch schuldbeladene Deutschland als aufnahmewilliges Asylheim imagemässig zu entlasten. Es war eine faszinierende politische Schlaumeierei, die Einladung an die Migranten gleich mit deren Umverteilung auf die anderen EU-Staaten zu verknüpfen.

Ist Merkel ein Genie? Oder hat sie einfach Glück? Tatsache ist, dass Deutschland trotz zwei verlorenen Weltkriegen wieder die tonangebende Macht in Europa ist. Der Griechenkrise entstiegen die Deutschen noch als hässliche, dominante Erbsenzähler. Jetzt wird Merkel für ihre migrationspolitische Grosszügigkeit, die sie auch zu Lasten der EU auslebt, gefeiert.

Merkel spielt die deutschen Interessen gefühlvoll über die linke Bande. Ihre Befürworter wittern dahinter einen klugen Plan. Wahrscheinlich haben sie recht. Ein Land mit einer an Brüchen derart reichen Geschichte kommt nicht auf geradem Weg ans Ziel.

Ob und in welcher Form Deutschland das Experiment mit der Masseneinwanderung überleben wird, steht in den Sternen. In Karlsruhe verglich Merkel die Herausforderung mit historischen Leistungen wie Adenauers Westbindung und der Wiedervereinigung durch Kohl. Die Durchhalteparolen – «Wir schaffen das» – haben in ihrer nibelungenhaften Unbeirrbarkeit etwas Bewundernswertes, aber für Nichtdeutsche auch etwas Beängstigendes.

Der Fall Merkel zeigt: Nur aus der Geschichte kann die Politik eines Landes verstanden werden. Das deutsche Migrationsmodell ist kein Vorbild für die Schweiz.

Die geniale Leistung des «Star Wars»-Erfinders George Lucas besteht darin, dass er seine Saga frontal gegen den abgelöschten Zeitgeist der siebziger Jahre entwickelte. Auf den Leinwänden herrschte die gesellschaftskritische Tristesse der 68er Filmautoren. Zynische Antihelden gaben den Ton an. Die USA schwelgten in der Vietnamkriegs-Depression. Pseudointellektuelle Überspanntheiten kamen an. Lucas setzte bewusst auf Realitätsflucht und die positive Kraft seines Märchens. Der allererste Teil aus dem Jahr 1977 bleibt bis heute unerreicht. «Star Wars» war anders und besser. Es sind immer die alten Rezepte, die den Erfolg bringen.



Sanftes Scheusal: Tyson Fury. Seite 60



Sympathieträger: Guy Parmelin. Seite 40



Anstieg der Ozeane: Malediven. Seite 54



Anbandeln für Fortgeschrittene: Seite 62

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 Kommentar «Alles unter Kontrolle»

13 Im Auge Rudy Kurniawan

14 Fehlentscheid Uni am Pranger

14 Bundesrat Schwarzer-Peter-Spiel

15 Schweiz Geruch der Polit-Justiz

15 Umwelt Utopia

16 «Ich kämpfe bis zum Schluss»

Grosses Interview mit Fifa-Präsident Sepp Blatter

20 Personenkontrolle Riklin, de Buman, Glanzmann-Hunkeler, Gmür, Mörgeli, Markwalder, Gattiker, Sommaruga etc.

21 Nachrufe Maurice Strong, Fatima Mernissi

22 Politik und Promille im Bundeshaus

Ist Alkohol das Schmiermittel der Konkordanz?

25 Statistik Je älter, desto trinkfreudiger

27 Kultur Getrunken, genossen, gesoffen

28 Blau wie Hölle und Paradies

Alkoholiker von Alexander dem Grossen bis Amy Winehouse

30 Die Deutschen König Karotte

30 Wirtschaft Fein und gemein

31 Ausland Die Nato expandiert weiter

32 Mörgeli Der Freiburger Visionär

32 Bodenmann Ueli der Fettabsauger

33 Medien Händchenhalten im Dunkeln

33 Gesellschaft Tote Hände

34 Darf man das? / Leserbriefe

Hintergrund

36 Die Ökonomie des Spendens

In der Weihnachtszeit haben die Hilfswerke Hochsaison

38 Regulierung Intensive Absprachen

40 SVP-Sünneli über der Romandie

Guy Parmelin verleiht der SVP Schub in der Westschweiz

42 Asylpolitik Jetzt kommen die Massenquartiere

43 Islamismus Bibliothek der Gewalt

44 Hemd des Anstosses

Kopftuch ist okay, aber ein Sennenhemd nicht?

46 Gerichtshof Ohrfeige für Menschenrechtler

48 Der Lette schert aus

Regisseur Alvis Hermanis' politisch unkorrekte Kritik

50 «Gott wird weinen»

Claude Cueni über die Wahlen auf den Philippinen

54 Klima Blick in den Meeresspiegel

55 Justiz Clintons Fifa-Moment

56 Europas Spaltpilz

Die Flüchtlingsmisere befeuert den Ost-West-Gegensatz

60 Zwei Fäuste und ein Halleluja

Shitstorm über Box-Weltmeister Tyson Fury

62 Single Bells

Tipps zur Paarung für kurz vor Weihnachten

★ Helfen wir ★ bedürftigen Kindern.★



Jedes zehnte Kind in der Schweiz leidet unter Armut. Die Migros sammelt für bedürftige Kinder in der Schweiz und verdoppelt die Gesamtspendensumme um bis zu 1 Million Franken. Helfen Sie mit und spenden Sie mit den **Schoggi-Herzen** in Ihrer Migros.



Eine Aktion der Migros für:

CARITAS Schweiz
Suisse
Svizzera
Svizra

**HEKS
EPER**

PRO JUVENTUTE

winterhilfe

migros.ch/weihnachten

★ ★ ★

MIGROS ★ ★ ★

Ein M festlicher.

«Geld allein macht nicht unglücklich.»

Peter Falk, Schauspieler



Jetzt am Kiosk!



Spiel mit Raum und Zeit: «The Force Awakens». Seite 68

Kino

68 [«Die Galaxie zählt auf uns!»](#)

Wolfram Knorr über den galaktischen Erwartungs-Rummel um den neuen «Star Wars»-Film «The Force Awakens»

Stil & Kultur

64 [Stil & Kultur Liebeskummer in Vegas](#)

66 [Apropos Bücher des Jahres](#)

66 [Blut und Wasser](#)

Joël Dicker stürmt auch mit «Le Livre des Baltimore» die Bestsellerlisten

67 [Jazz Dominique Pifarély](#)

68 [Top 10](#)

68 [Kino «The Force Awakens»](#)

70 [Namen Die Seifenoper](#)

71 [Hochzeit Astrid Wagner \(Teil 2\)](#)

71 [Thiel Gleichstellung](#)

73 [Gesellschaft Der US-Kunstimpresario Vito Schnabel debütiert im Engadin](#)

74 [Wein Vigna Baragazza Pinot Nero Villa di Bagnolo 2005](#)

74 [Zu Tisch Rolf Caviezel, Pionier der Molekularküche](#)

75 [Auto Porsche Panamera GTS](#)

76 [MvH trifft Hans Ulrich Obrist, Kurator](#)

Autoren in dieser Ausgabe

Claude Cueni



In seinem neusten Roman «Pacific Avenue» schildert der bedeutende Schweizer Schriftsteller zwei Reisen auf die Philippinen.

Für die *Weltwoche* schreibt er über die anstehenden Wahlen in der ältesten Demokratie Südostasiens. Seite 50

Reinhard Olt



Der langjährige politische Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Wien lehrt seit 2012 als Gastprofessor an österreichischen und ungarischen Hochschulen. Er schreibt über die wachsende Ablehnung der Order aus Brüssel durch die Ost-EU-Staaten. Seite 56

Blättern wie im gedruckten Heft.

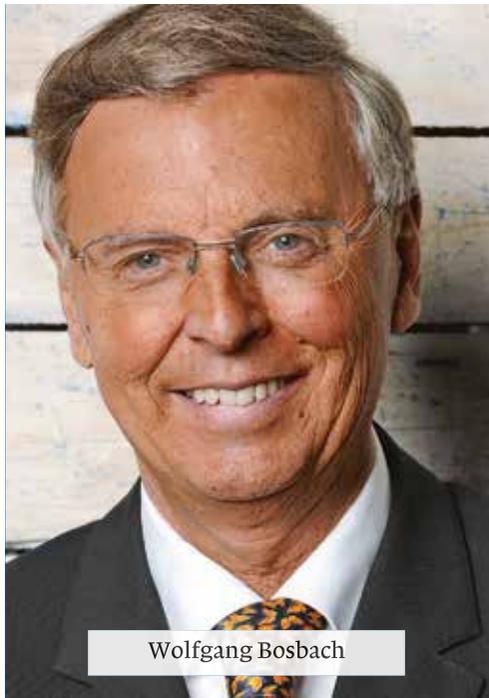
Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



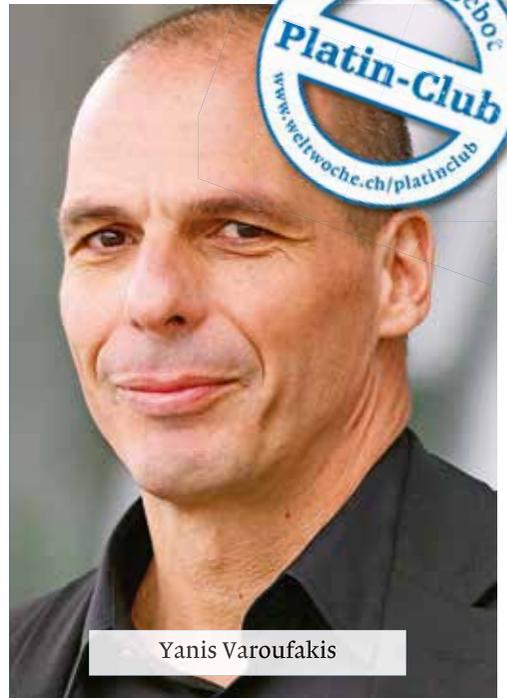
DIE WELTWOCH



Auma Obama



Wolfgang Bosbach



Yanis Varoufakis



«Opportunities» mit Yanis Varoufakis u.v.a. Alpensymposium 2016

Kontroverse Standpunkte prägen das nächste Alpsymposium. Hochspannung verspricht der Auftritt von Yanis Varoufakis, der noch vor kurzem als Finanzminister von Griechenland die Schlagzeilen bestimmte. Weitere Höhepunkte sind die Referate der Kenianerin Auma Obama und des Ex-Fussball-Profis Lothar Matthäus.

Einmal mehr präsentiert Symposiums-Gründer Oliver Stoldt führende Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur. Neben dem deutschen Oppositionsführer Gregor Gysi figuriert mit dem CDU-Politiker Wolfgang Bosbach ein ambitionierter Gegner von Rettungspaketen für Griechenland auf der Referenzliste. Weiter werden die ehemalige Schweizer Aussenministerin Micheline Calmy-Rey, der Flugpionier Bertrand Piccard und Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer erwartet.

Traditioneller Schwerpunkt ist der Unternehmer-Talk – dieses Jahr unter anderem mit Viktor Meyer (CEO Glice), Stephan Hirt (CEO Schwob AG), Volker Schmidt (CSS Versicherung) und Marc A. Trauffer (Holzspielwaren AG). Das Programm wird wie immer mit dem Networking-Dinner am ersten Symposiums-Abend abgerundet. Freuen Sie sich auf die Möglichkeit, sich aus erster Hand zu informieren sowie sich in einem einzigartigen und hochkarätigen Netzwerk einzubringen.

Referenten (Auswahl):

- **Yanis Varoufakis**
Ex-Finanzminister von Griechenland
- **Wolfgang Bosbach**
Mitglied des Deutschen Bundestags
- **Micheline Calmy-Rey**
alt Bundesrätin
- **Lothar Matthäus**
Ex-Fussball-Profi und Fussballtrainer
- **Auma Obama**
Autorin und Halbschwester des US-Präsidenten
- **Gregor Gysi**
Rechtsanwalt und Linkspolitiker
- **Heinz Karrer**
Präsident Economiesuisse
- **Bertrand Piccard**
Pionier und Abenteurer
- **Benedikt Germanier**
Wall-Street-Experte und CEO Zai
- **Hannes Schmid**
Schweizer Fotokünstler

Platin-Club-Spezialangebot

14. Internationales Alpsymposium
Dienstag, 12. Januar, und Mittwoch, 13. Januar 2016
«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken

Das Spezial-Arrangement beinhaltet:

- 1 Übernachtung mit Frühstücksbuffet im «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken
- Freie Nutzung vom Hallenbad und Spa mit Sauna und Dampfbad
- Eintritt zum 14. Internationalen Alpsymposium
- Welcome-Kaffee an beiden Konferenztagen
- Pausenkaffee während der Konferenz und zwei Mittagessen
- Laurent-Perrier-Champagner-Aperitif
- Teilnahme am Networking-Dinner (12. Januar) (inkl. Tischgetränken)

Teilnahmegebühren:

Package-Preis für Platin-Club-Mitglieder:
Fr. 1495.– (ohne Abo: Fr. 1625.–) exkl. MwSt.

Anmeldung:

Alpensymposium, +41 (0)43 55 66 44 0,
E-Mail: oliver.stoldt@premium-conferences.ch.
Bitte geben Sie bei der Buchung Ihre Abo-Nummer an.

www.weltwoche.ch/platinclub



«Alles unter Kontrolle»

Von Peter Keller — Die ausserordentliche Session zur Flüchtlingskrise offenbarte den Mitte-links-Konsens: Das Asylchaos wird wegetuschiert.



Wortmogelei: CVP-Nationalrat Romano.

Manchmal schafft es die Aktualität bis ins Bundeshaus. Vergangene Woche wurde der Donnerstagmorgen freigeräumt für eine ausserordentliche Session. Thema: Flüchtlingswelle in Europa.

Die SVP verlangte systematische Grenzkontrollen. Man habe vor der illegalen Zuwanderung kapituliert, so Fraktionschef Adrian Amstutz. «Das System, an das Sie sich klammern, Schengen und Dublin, löst sich im Praxistext in Schall und Rauch auf.» Und er erinnerte an die Versprechen von 2005, als die beiden Abkommen vors Volk kamen. Da die Schweiz von sicheren Drittstaaten umgeben sei, sollten eigentlich keine Asylbewerber mehr auf dem Landweg hierherkommen. Falls doch, seien die umliegenden Staaten, namentlich Italien, verpflichtet, die illegalen Zuwanderer zurückzunehmen.

So weit die Theorie. Die Zahlen sprechen eine andere Sprache. Die Asylgesuche sind in den letzten Jahren massiv gestiegen. Von 15 597 (2010) auf 23 765 (2014). Dieses Jahr werden mehr als 35 000 neue Asylbewerber erwartet. Praktisch alle reisen über sichere Drittstaaten in die Schweiz ein. Entgegen den Dublin-Grundsätzen. Italien kommt seinen Verpflichtungen nur noch sporadisch nach. In diesem Jahr (bis 31. Oktober) wurden 9920 Rückübernahmegesuche erledigt. Überstellt nach Italien wur-

den schliesslich 995 Personen. Das sind gerade einmal 10 Prozent.

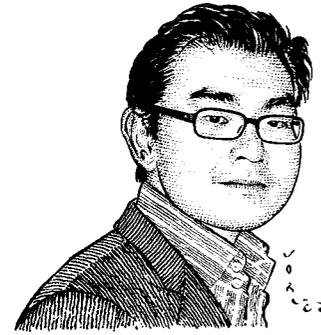
So weit die Fakten. Die Debatte blieb davon weitgehend unberührt. FDP-Sprecher Kurt Fluri, ein gelernter Jurist, sinnierte über den Begriff «systematisch» («Was heisst das? Wird eine lückenlose permanente Kontrolle verlangt?»); Marco Romano, CVP-Nationalrat aus dem von der Flüchtlingskrise stark betroffenen Tessin, fand, die Schweiz habe, im Gegensatz zu anderen Ländern, die Situation unter Kontrolle. Justizvorsteherin Simonetta Sommaruga (SP) sekundierte, es sei «unmöglich», die Schweizer Grenzen selbständig zu kontrollieren. Wären die Schweizer Grenzen so dicht, wie sich die Reihen von FDP bis links in dieser Debatte schlossen, die ausserordentliche Session hätte sich erübrigt.

Das Zauberwort «Asyl» genügt

Bundesrätin Sommaruga verneinte die Existenz eines Asylchaos, kein Flüchtling müsse draussen im Freien übernachten. So gesehen, hat die Justizministerin durchaus recht. Das Problem wird auf gutschweizerische Art wegetuschiert – bis hinein in die Begrifflichkeit. Es wird von «Flüchtlings» gesprochen, obwohl es sich um Asyloptimierer handelt, die halbe Kontinente durchreisen, bis sie in ihrem Wunschzielland ankommen. Das Chaos wird organisatorisch übertüncht: Die Kapazitäten werden raufgefahren, zusätzliche Kredite gesprochen, neue Zentren eingerichtet, Hunderte Wohnungen angemietet. Grundsätzlich gelöst hat man damit gar nichts.

Die CVP verlangte eine Aufstockung des Grenzschutzkorps. Tönt vernünftig, bringt aber nichts, solange die Truppe zum «Empfangskomitee» degradiert bleibt. Auch hier werden die Begriffe bis zur Unkenntlichkeit verbogen. Das Grenzschutzkorps hat kaum mehr etwas mit seinem Ur-Auftrag zu tun: die Grenzen zu bewachen. Es genügt das Zauberwort «Asyl», schon werden die illegal Eingereisten in das Schweizer Asylverfahren eingespeist – was faktisch auf einen unbegrenzten Aufenthalt hinausläuft. Auch die Kategorie F, «vorläufige Aufnahme», ist eine Wortmogelei. Zwischen 2000 und 2010 wurden 65 025 Asylbewerber vorläufig aufgenommen, und nur gerade 1422 Personen wurde dieser Status entzogen. Gleichwohl forderte die FDP in der ausserordentlichen Session, eritreische Flüchtlinge «prioritär» nur noch vorläufig aufzunehmen.

Echt oder falsch



Rudy Kurniawan, Doctor Conti.

Eine Weinreliquie bleibt eine Kostbarkeit, solange sie nicht geleert ist – ob echt oder gefälscht. Jede Flasche wird für den Sammler zum Totalverlust, wenn sich ihr Inhalt im menschlichen Metabolismus auflöst. Die letzte Wahrheit im Wein aber offenbart sich erst mit dem ersten Schluck. Das kann teuer werden. Wie für Rudy Kurniawan, 40, der eigentlich Zhen Wang Huan heisst und bekannt wurde als «Doctor Conti», wie die Domaine de la Romanée-Conti, das legendäre Weingut im Burgund. Der Chinese kam 1998 mit einem erschlichenen Visum unter dem falschen Namen in die USA. Der Student sollte ausgewiesen werden, verschwand aber im Untergrund. Inzwischen sitzt er als der weltberühmteste Weinpanscher in Kalifornien eine zehnjährige Haftstrafe ab. Er hat Weinfreaks regelweise mit Fakes hereingelegt, die er aus minderwertigen Kreszenzen zusammenschusste und in Original-Bouteillen abfüllte. Das Gericht verdonnerte ihn zu 29,4 Millionen Dollar Schadenersatz. Rudys Luxuswagenpark brachte bei der Zwangsversteigerung kümmerliche 210 000 Dollar ein. Doch was passiert mit seinen Weinschatzen? Das zuständige Büro der U. S. Federal Marshals entschied sich für einen originellen Weg und stellte 4711 Flaschen für eine Auktion ins Internet, ohne Gewähr für die Authentizität der Ware. Die Justiz kupfert das Geschäftsmodell ab, für das sie den Händler abgestraft hat, und macht sich zum Hehler. Den zweifelhaften Mouton Rothschild 1945 angelte sich ein Bieter für 7650 Dollar. Im Angebot standen kistenweise Roederer-Cristal-Champagner und Pétrus, der Romanée-Conti von 1911, der ultrare Barolo Monfortino – und immer bleibt der Zweifel: echt oder falsch? Der burgundische Winzer Laurent Ponsot hatte Kurniawan auffliegen lassen, nachdem er festgestellt hatte, dass der Trickser Ponsot-Flaschen aus den vierziger Jahren verkaufte, obwohl der Wein erst seit 1982 produziert wird. Ponsot kommt zum ernüchternden Schluss, dass auf dem Vintage-Markt rund achtzig Prozent Fälschungen kursieren. Das Ergebnis der Auktion stand bei Redaktionsschluss noch aus. Peter Hartmann

Uni am Pranger

Von Philipp Gut — Verwaltungsgericht: Christoph Mörgeli wurde zu Unrecht entlassen.

In seinem Urteil vom 2. Dezember, den es am Dienstag dieser Woche publizierte, spricht das Verwaltungsgericht des Kantons Zürich eine deutliche Sprache. Der ehemalige Konservator, SVP-Nationalrat und *Weltwoche*-Autor Christoph Mörgeli sei von der Universität Zürich unrechtmässig entlassen worden, und zwar sowohl in formaler wie in materieller Hinsicht. In Nichtjuristendeutsch: Die Kündigung war fehlerhaft, aber auch inhaltlich nicht nachvollziehbar.

Die Richter unter dem Grünen Jso Schumacher urteilen, die Uni habe eine ganze Reihe von Fehlern begangen. Sie habe den Anspruch auf rechtliches Gehör verletzt, indem die Kündigung bereits festgestanden sei, bevor Mörgeli überhaupt zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen habe Stellung nehmen können. Vor allem aber sei die Kündigung von einer Instanz, nämlich vom damaligen Rektor Andreas Fischer, ausgesprochen worden, die dafür gar nicht zuständig gewesen sei (anstelle der Universitätsleitung).

Sogar die Begründungen, welche die Uni anführte, seien nichtig, so das Verwaltungsgericht weiter. Mörgeli habe die Loyalität gegenüber seinem Arbeitgeber nicht verletzt, als er öffentlich den Vorwürfen entgegentrat, die der *Tages-Anzeiger* aus geheimen Berichten zitierte. Das Gericht kritisiert überdies die Rolle, die Mörgelis ehemaliger Chef Flurin Condrau spielte. Dieser habe seinem Untergebenen nach Anlaufen der Pressekampagne jedes Gespräch verweigert. Auch habe er Mörgeli nicht über die Presseberichte orientiert, von denen Condrau bereits im Vorfeld Kenntnis hatte. Das Gericht wertet dies als «gravierende Verletzung der Fürsorgepflicht».

Schliesslich widerlegen die Richter den Vorwurf mangelnder Leistung, der den ehemaligen Museumsleiter Mörgeli schweizweit dem medialen Pranger auslieferte und der Lächerlichkeit preisgab. Dieser Kündigungsgrund müsse «als treuwidrig gewertet werden».

Das Verwaltungsgericht bestätigt damit in sämtlichen Punkten die Recherchen der *Weltwoche* in ihrer Artikelserie zum «Fall Mörgeli». Der geschasste Medizinhistoriker ist vollständig rehabilitiert. Trotzdem bleibt ihm der Schaden: Er erhält zwar eine Entschädigung, wird erstaunlicherweise aber nicht wieder angestellt, während sein Ex-Chef Condrau immer noch in Amt und Würden sitzt. Auch die Nichtwiederwahl in den Nationalrat dürfte eine Folge der Uni-Affäre sein. Ein Skandal.

Schwarzer-Peter-Spiel

Von Hubert Mooser — SP und CVP wollten das Finanzdepartement auf keinen Fall der SVP überlassen. Aber keiner wollte dafür einen Finger rühren.

Bei der Departementsverteilung sind die Würfel gefallen. Obsiegt hat die Variante mit den geringsten Veränderungen: Verteidigungsminister Ueli Maurer wechselt ins Finanzdepartement (EFD), der neue SVP-Bundesrat Guy Parmelin übernimmt von Maurer das Verteidigungsdepartement (VBS). Nach zwanzig Minuten war der Spuk im Bundesrat vorbei. Nur etwas gab hinterher viel zu reden: Wieso hat sich die SVP nicht überzeugender für die Übernahme des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes (EJPD) inklusive des dornigen Asyl dossiers engagiert? Die Partei bewirtschaftet als einzige Partei seit Jahren konsequent dieses Thema. Warum erhob sie also nicht mit genau der gleichen Konsequenz Anspruch auf das EJPD, in dem die Schweizer Asyl- und Ausländerpolitik designt und vorgeplant wird?

Diese Frage ist rasch beantwortet. Ein Wechsel hing nicht von der SVP ab, sondern von der SP. SVP-Präsident Toni Brunner signalisierte nach den Wahlen Interesse am EJPD und lancierte sogar Adrian Amstutz als neuen Justizminister. Das Problem war, dass die amtierende Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) keine Sekunde lang einen Wechsel ins freiwerdende Finanzdepartement (EFD) ins Auge fasste. Um das zu verstehen, muss man die Manöver der letzten Wochen aufrollen.

Nachdem Eveline Widmer-Schlumpf ihren Rücktritt erklärt hatte, drehten sich die Diskussionen schnell um den Punkt: Wer übernimmt ihren Job? Maurer konnte sich nach einigem Hin und Her nicht dazu entschliessen. SP und CVP wollten das EFD aber auf keinen Fall der SVP überlassen. SP-Präsident Christian Levrat versuchte deshalb mehrmals vergeblich, Bundespräsidentin Sommaruga zum Wechsel ins EFD zu überreden. Doch die Bernerin schaltete auf stur. Sie hatte andere Pläne.

Simonetta Sommaruga will das Infrastrukturdepartement (Uvek) von Doris Leuthard, wenn die Aargauerin in den Ruhestand geht. Zeitweilig wurde in Kreisen der FDP auch Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann als neuer EFD-Chef gehandelt. Unter Umständen hätte man Som-

maruga dann das Wirtschaftsdepartement schmackhaft machen können, und das EJPD wäre für die SVP frei geworden. Aber das waren Planspiele. Schneider-Ammann dachte selbst nie daran. Damit waren Diskussionen über die Übernahme des EJPD durch einen Vertreter der SVP bereits früh hinfällig. Nun konzentrierten sich alle auf das EFD. Alain Berset wäre gerne Finanzminister geworden, liess er durchblicken. Und CVP-Präsident Christophe Darbellay machte bei einem gemeinsamen Essen mit Berset zusätzlich Druck. Aber der Innenminister wollte das EDI und die Reform der Altersvorsorge nicht der SVP überlassen und sagte ab. Berset selber startete daraufhin einen letzten Versuch bei Uvek-Chefin Leuthard. Aber auch Leuthard wollte sich nicht dazu bewegen lassen.

Maurer unter Druck

Wenige Tage vor dem Departementsentscheid war auch bei Ueli Maurer die Begeisterung für das EFD weg. Maurer soll anderen Bundesräten anvertraut haben, er wolle eigentlich gar nicht in ein anderes Departement wechseln. Er ziehe nur ins EFD, wenn keiner der bisherigen Bundesräte Interesse zeige. Er habe nämlich nicht vor, eine weitere gesamte Legislatur abzuspulen. Am Mittwoch vor der Bundesrats-sitzung sondierte Bundespräsidentin Sommaruga bei allen Bundesräten die Ausgangslage. Guy Parmelin nannte als Wunschdepartemente das Innen-, das Wirtschafts- oder das Verteidigungsdepartement. Maurer wollte sich noch nicht festlegen. Die anderen wollten keine Veränderung. Am Donnerstag machte die SVP bei Maurer Druck, damit er das EFD übernehme. Erst jetzt lenkte der SVP-Bundesrat ein.



Planspiele: SVP-Bundesräte Parmelin, Maurer.

Geruch der Polit-Justiz

Von Alex Baur — Die Zürcher Staatsanwaltschaft hat das Strafverfahren gegen Christoph Blocher im Fall Hildebrand eingestellt. Die Rehabilitation erfolgt vier Jahre zu spät.

Nun ist es also amtlich: Alt Nationalrat Christoph Blocher hat in der Affäre um die privaten Devisenspekulationen von Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand geradezu vorbildlich gehandelt. Der nicht zuletzt von seiner ewigen Widersacherin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in der TV-«Arena» befeuerte Verdacht einer Polit-Intrige ist haltlos. Zu diesem Schluss führt die 47 Seiten starke Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft Zürich, welche Blocher für seine Umtriebe mit 132 381 Franken entschädigen will.

Zusammengefasst: Als der Informatiker Reto T. und der Anwalt Hermann Lei Anfang Dezember 2011 Nationalrat Blocher einen Kontoauszug von Philipp Hildebrand unterbreiteten, warnte er die beiden eindringlich vor dem Gang an die Medien; stattdessen zog Blocher die damalige Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey ins Vertrauen; der Bundesrat leitete darauf eine Untersuchung gegen Hildebrand ein; anders als Blocher, der seine Quelle schützte, hielt sich die Regierung nicht an die Geheimhaltung; die PR-Berater von Hildebrand traten Ende Dezember 2011 via Sonntagspresse die Flucht nach vorne an und versuchten den «Fall Hildebrand» in einen «Fall Blocher» zu verkehren; unmittelbar danach publizierte die *Weltwoche* den Kontoauszug, der die Devisenspekulationen des Ehepaars Hildebrand belegte; in der Folge musste der Nationalbank-Präsident zurücktreten.

Hausdurchsuchung unverhältnismässig

Die Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft hat einen Makel, allerdings einen gravierenden: Sie kommt vier Jahre zu spät. Was Anfang 2012 für fette Schlagzeilen und wilde Spekulationen sorgte, ist heute den meisten Medien bestenfalls noch einen kurzen Bericht wert. Nun mag man einwenden, der SVP-Politiker habe das Verfahren selber verzögert, indem er die totale Durchleuchtung seiner Geschäfts- und Privatarchive und namentlich seiner Medienkontakte mit einem Gang ans Bundesgericht vereitelte. Nur bekam Blocher in Lausanne im Wesentlichen eben recht: Der in der Strafprozessordnung verankerte Quellenschutz gilt für alle Journalisten und deren Quellen, auch für solche, die nicht im links-liberalen Mainstream mitschwimmen.

Die spektakuläre und medial eng begleitete Hausdurchsuchung bei Nationalrat Blocher war unverhältnismässig und unnötig. Materiell ist der Fall nämlich simpel. Aufgrund des



Rollkommando: Razzia in Herrliberg, 2012.

Mail-Verkehrs zwischen Reto T. und Anwalt Lei sowie der Notizen von Calmy-Rey konnte man den Sachverhalt innerhalb weniger Wochen sauber klären (*Weltwoche* Nr. 13/12, «Das Ding hier hat Fleisch»). Die von Hildebrands Spindoktoren gestreute Komplott-Theorie fusste auf Spekulationen, die schlechterdings nicht zur Chronologie der Ereignisse passen. Ob Christoph Blocher in der Schlussphase noch Kontakt mit der *Weltwoche* hatte, ist belanglos; es war unbestrittenermassen Anwalt Lei, der den Kontoauszug publik machte, als er merkte, dass der Bundesrat die Affäre unter den Teppich kehren wollte.

Unter diesen Vorzeichen wirkt die Rechtfertigung, dass man gerade wegen der politischen Brisanz jeden Verdacht besonders akribisch untersucht habe, heuchlerisch. Auch Übereifer zeugt von Befangenheit. Noch im letzten Sommer versuchte die Zürcher Staatsanwaltschaft so verbissen wie erfolglos, das nach wie vor hängige Verfahren gegen Reto T. in Blochers Wohnbezirk Meilen vor Gericht zu bringen. Mit diesem durchsichtigen Trick sollte der falsche Eindruck aufrechterhalten werden, der umstrittene SVP-Politiker stünde anstelle von Reto T. im Zentrum des Verfahrens. Eine derartige Verpolitisierung der Justiz sollte auch jene beunruhigen, die mit der SVP nichts am Hut haben.

Utopia

Von Alex Reichmuth — Das Klimaabkommen von Paris ist weltfremd.

Der französische Präsident François Hollande nannte es einen «grossen Schritt für die Menschheit». Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon freute sich über einen «monumentalen Erfolg für die Völker des Planeten». US-Präsident Barack Obama sprach von einem «Wendepunkt für die Welt». Beschlossen wurde in Paris, dass die Erderwärmung auf klar unter zwei Grad begrenzt werden soll. Alle 195 beteiligten Staaten konnten dem zustimmen. Kommentatoren rund um die Welt bezeichneten das Klimaabkommen als «historisch».

Doch irgendwie kommt einem der Beschluss bekannt vor. Richtig: Schon letztes Jahr haben sich die Staaten am Klimagipfel in Lima darauf geeinigt, die Erwärmung auf höchstens zwei Grad zu begrenzen. Und schon vorletztes Jahr haben sie in Warschau entschieden, die Erderwärmung auf nicht über zwei Grad ansteigen zu lassen. Ja selbst vor fünf Jahren, in Cancún, hat die Staatengemeinschaft anerkannt, dass die Erwärmung höchstens zwei Grad betragen darf. Damals war allerdings noch von einem rechtlich verbindlichen Klimaabkommen die Rede, das 2015 angestrebt werden soll. Daraus wurde jetzt nichts: Nun ist es jedem Staat selber überlassen, wie viel CO₂-Emissionen er reduzieren will. Der Vertrag beruht auf völliger Freiwilligkeit. Ansonsten hätte es keine Einigung gegeben.

Windige Pseudo-Einigung

Man hätte in Paris auch beschliessen können, dass es höchstens noch an fünfzig Tagen im Jahr regnet. Oder dass die Sonne künftig im Westen statt im Osten aufgeht. Oder dass eine Schwangerschaft sieben statt neun Monate dauert. Zu erwarten, dass der jetzige Beschluss irgendeine Auswirkung auf den globalen CO₂-Ausstoss hat, ist nämlich ebenso töricht.

Oder glaubt jemand, dass aufstrebende Schwellenländer wie Indien und China ihr Wirtschaftswachstum abwürgen wegen eines zahnlosen Abkommens? Ist jemand überzeugt, dass unterentwickelte Staaten auf fossile Brennstoffe verzichten, weil in einer europäischen Hauptstadt eine windige Pseudo-einigung verkündet wurde? Erwartet jemand im Ernst, dass in London, Rio, Kairo oder Schanghai demnächst der Verkehr stillsteht, weil steife Klimadiplomaten die Abkehr von Öl, Gas und Kohle beschlossen haben? Es ist schwer vorstellbar. Selten wurde Weltpolitik so weltfremd zelebriert wie jetzt in Paris. Willkommen in Utopia!

«Ich kämpfe bis zum Schluss»

Von Roger Köppel und Marco Aste (Bild) — Der suspendierte Fifa-Präsident Sepp Blatter hat ein dornenreiches Jahr hinter sich, doch er gibt nicht auf. Sein grösster Wunsch ist es, in Würde von der Bühne abzutreten. Der 79-jährige Walliser wird verkannt, sein Idealismus unterschätzt. Sein Erfolg beeindruckt.

Während sich draussen neblig der Winter ausbreitet, macht es sich der suspendierte Fifa-Präsident Joseph S. Blatter auf seinem Sofa bequem. Die Fenster geben einen fantastischen Blick vom Zürichberg auf die Glarner Alpen frei. Das Haus gehört der Fifa, Blatter mietet drei Wohnungen. An den Wänden und in den Regalen finden sich private Familienbilder, zwischen mehreren Sporttaschen halb verdeckt ein Blatter-Gemälde. Auf einem Büchergestell entdecken wir die gesammelten Werke des Basler Diplomaten Carl Jacob Burckhardt, eines auch brillanten historischen Schriftstellers.

Blatter hat Gewicht verloren. Anfang November musste er notfallmässig ins Spital eingeliefert werden, weil sein Immunsystem zusammengebrochen war. Ausser seinem Herz und dem Hirn hätten nicht mehr allzu viele Organe funktioniert. Die Erkrankung sei mittlerweile gut überstanden. Blatter wirkt federnd, kämpferisch. Er will gegen die aus seiner Sicht ungerechtfertigten Vorwürfe der Fifa-Ethikkommission vorgehen. Mehrfach beteuert er im Gespräch, dass er sich nichts vorzuwerfen habe. Seine Geschäftsführung während den 17 Jahren als Fifa-Präsident sei immer korrekt gewesen. «Eigentlich müsste man mir ein Diplom überreichen für das, was ich hier erreicht habe.»

Er hat ein schreckliches Jahr hinter sich. Der 79-Jährige wurde auf allen journalistischen Fahndungslisten zum Abschuss freigegeben. Die US-Justiz ging gegen den Verband in Stellung. Im Juni kündigte der eben wiedergewählte Blatter unter Druck seinen Rücktritt an. Nach den Sommerferien sprach die hauseigene, von Blatter selber installierte Ethik-Kommission eine superprovisorische Sperre gegen den Präsidenten sowie gegen seinen früheren Mitstreiter und heutigen Rivalen Michel Platini aus. Es geht um einen mündlichen Arbeitsvertrag, den die Fifa-Ethiker als dubios erachten. Blatter bestreitet alle Vorwürfe.

In letzter Zeit scheint der Wind etwas zu drehen. Mit einem Fernsehauftritt hat sich Blatter Sympathien erworben. Zeitungen berichten über die Dürftigkeit der Anklage. Das sind neue Töne. Jetzt kämpft er um seine Ehre. Er glaubt, die Ethikkommission sei unter öffentlichem Druck eingeknickt. Nachgerade bizarr ist der Umstand, dass die Fifa-Aufseher Blatter ohne seriöse vorgängige Anhörung vom Platz stellten. Am 17. und 18.

Dezember findet nun das erste richtige Hearing in Zürich statt. Danach wird die Kommission entscheiden. Er würde, sagt Blatter, eine definitive Sperre bis vor Bundesgericht bekämpfen.

Blatter hat bis jetzt alle Anfeindungen überlebt. Seine Gegner konnten ihm nie ein Fehlverhalten nachweisen. Das Begleitgetöse trübte freilich den Blick auf die eindrucklichen Leistungen dieses Ausnahmeschweizers, der als eine Mischung aus Sonderbotschafter und Entwicklungshelfer rastlos um den Planeten tourte. Blatter hat die faktisch bankrotte Fifa seit seiner Amtsübernahme 1998 in einen blühenden Betrieb verwandelt. Heute investiert sie Milliarden in die Fussballförderung. Die Fifa ist eine der grössten NGOs der Welt. Vor 17 Jah-

«Ich hätte nach der WM 2014 in Brasilien zurücktreten sollen – wie es meine Familie geraten hatte.»

ren hatte sie 20 Millionen Franken Schulden, heute hat sie 1,5 Milliarden Franken Reserven.

Blatter hat Recht, wenn er die zivilisatorische Kraft des Fussballs beschwört. Das Spiel ist zu einer weltumspannenden gesellschaftsprägenden Ordnung eigener Art geworden. Der Fussball war in der europäischen Geschichte eng verbunden mit der Ablösung des alten Ständestaats. Auf dem Fussballfeld konnten sich die Menschen aus unterschiedlichsten Schichten auf gleicher Augenhöhe im fairen Wettbewerb messen. Man kann den Fussball wie auch das ebenfalls in Grossbritannien wettkampfmässig betriebene Boxen als Ausdruck und Treiber jener gesellschaftlichen Modernisierung und Befreiung begreifen, die wesentlich zum Entstehen unserer heutigen Welt beigetragen hat.

Blatter glaubt an die emanzipatorische Kraft des Fussballs. Er ist überzeugt, dass dieser Sport das Beste und Schönste aus den Menschen hervorlockt. Und er hat alles dafür getan, dass der Fussball immer weltumspannender wirken konnte. In unseren Breiten mag es sich um blossen Zeitvertreib, um ein Hobby oder um ein Milliardengeschäft handeln. In weniger entwickelten Gegenden ist der Fussball eine Lebensschule, die, in den Worten Blatters «Hoffnungen und Emotionen liefert in einer Welt, die immer verrückter wird».

In der Schweiz hat Blatter die ihm gebührende Anerkennung für seine eindrucklichen Entwicklungsleistungen kaum bekommen. Zum einen sah man in ihm eine Art Händ-

schüttler des internationalen Jetsets, der auf den Ehrentribünen mit den Reichen, den Mächtigen und den Prominenten verkehrte. Auf der anderen Seite dürfte sein bescheidener, oft auch selbstironischer und manchmal clownesk wirkender Berglercharme dazu geführt haben, dass man den Betriebswirtschaftler und Offizier der Schweizer Armee mit über 1400 Diensttagen gelegentlich unterschätzte. Dass viele Schweizer Medien Blatter im Chor mit seinen britischen und deutschen Kritikern vorverurteilten, ist wohl Teil der guteidgenössischen Neidkultur.

Sepp Blatter hätte den Titel «Schweizer des Jahres» seit Jahren verdient. Wir reichen ihn nun informell nach. Blatter wirkt irgendwie auch erleichtert bei unserem Gespräch am Zürichberg. Vielleicht hätte er ohne den Knall nie richtigloslassen können. Natürlich schmerzt es ihn, wenn er sieht, wie sich Emporkömmlinge in der Fifa gegen ihn, den Präsidenten, profilieren. Er sieht sich als Opfer einer Intrige und bedauert, nicht schon früher zurückgetreten zu sein. Die letzten Monate aber hätten ihm die Augen geöffnet. Es gebe wichtigere Dinge. Er wünscht sich, am ausserordentlichen Fifa-Kongress Ende Januar in Würde abzutreten. Danach werde er mit seiner Partnerin den wohlverdienten Ruhestand geniessen.

Herr Blatter, gab es in diesem Jahr für Sie auch schöne Erlebnisse?

Schöne Erlebnisse? Dass ich wieder lebe! Und die Wiederwahl als Fifa-Präsident trotz den Attacken ist ein schönes Erlebnis. Es gab ja so etwas wie einen Attentatsversuch.

Dass Sie wieder leben?

Ja, Anfang November hatte ich einen gesundheitlichen Zusammenbruch.

Was genau ist passiert?

Plötzlich versagte mein Immunsystem: ein Kollaps. Es war der erste November, ich stand gerade in Visp am Grab meiner Eltern.

Sie wurden ohnmächtig?

Zum Glück nicht. Ich konnte kaum mehr atmen, nicht mehr gehen, der Blutdruck fiel. Ich war 48 Stunden auf der Intensivstation. Dank meiner Konstitution kam ich durch.

Was war der Grund?

Man weiss es nicht. Ein Virus vielleicht.

Der Druck der letzten Monate?

Es war keine Stressreaktion, kein psychisches Problem. Vielleicht lag es daran, dass ich wegen meiner Suspendierung keine Aufgabe mehr hatte, ein Mangel an Adrenalin. (Lacht)



«Wer ist dein bester Berater? Dein Gewissen!»: Sepp Blatter.

Heute geht es Ihnen ...?

Viel besser.

War dieser Zusammenbruch für Sie der dunkelste Moment der Verzweiflung, der Aussichtslosigkeit in diesem ganzen Fifa-Debakel?

Eigentlich nicht. Der Moment, als es mir, auf gut Walliserdeutsch, den Nuggi rausgehauen hat, war meine Suspension durch meine Ethikkommission ohne Voranmeldung.

Diese Gremien stellen sich auf den Standpunkt, sie würden ihrem Auftrag folgen.

Irrtum. Diese Suspension ist falsch, inhaltlich, aber auch formell. Ich wurde nicht einmal angehört. Es gab wohl eine summarische Untersuchung. Der Vorgang selber aber ist unerklärlich: Der verantwortliche Vorsitzende der rechtsprechenden Kammer, Eckert, war an jenem Tag der Entscheidung am Fifa-Hauptsitz in Zürich. Wir haben uns noch vor dem Lift gesehen. Ich suchte ihn später, aber man sagte mir, er fühle sich nicht wohl und sei bereits auf dem Weg nach München. Dabei war der Entscheid, mich zu suspendieren, bereits gefallen, wie wir durch ein *leak* erfahren

haben. Tags darauf wurde ich, ohne jemals angehört zu werden, suspendiert. So geht es nicht.

Wie haben Sie auf die Nachricht reagiert?

Ich war in meinem Büro. Wir diskutierten über die Anhörung, die bis dahin noch nicht stattgefunden hatte. Dann kam der Generalsekretär. Wir schalteten den Fernseher ein, die Nachricht war bereits auf allen Kanälen. Es war, wie wenn etwas in mir zusammengebrochen wäre.

Was genau brach in diesem Moment zusammen?

Mein Glaube an die Fifa.

>>>

An die Integrität der Fifa?

Ich kann ja ohne falsche Bescheidenheit sagen: Es ist ein bisschen meine Fifa, die ich aufgebaut habe in all den Jahren. Ich habe auch die Ethikkommission lanciert. Dass nun dieses Gremium mich suspendiert, den gewählten Präsidenten, ohne ihm vorher etwas zu sagen und ohne ihm vorher das Recht auf eine ordentliche Anhörung zu geben, das war ein Schlag, von dem ich mich eigentlich bis heute nicht richtig erholt habe.

Spricht hier die Überheblichkeit des Sonnenkönigs? *La Fifa, c'est moi?*

Man kann darüber scherzen, aber lustig ist es nicht. Die Ethikkommission kann sich doch nicht einfach über den demokratischen Entscheid des Kongresses hinwegsetzen und den gewählten Präsidenten suspendieren, unter Umständen sogar lebenslänglich, wie jetzt anscheinend ernsthaft erwogen wird. So ein drastischer Schritt wäre kaum zu begreifen.

Sie könnten das Ganze ja auch triumphierend gegen Ihre Kritiker wenden: «Seht her, die von euch geschmähte Fifa ist so hyperkorrekt, dass sie nicht mal vor dem gewählten Präsidenten zurückschreckt.»

Wenn ich in jenem Moment noch logisch hätte denken können, hätte ich die Suspension zurückgewiesen. Diesen Entscheid hätte ich nicht annehmen sollen. Aber ich war so entsetzt, erdrückt, gedemütigt, dass ich keine Reaktion zeigte. Ich war nicht einmal traurig, die Tränen kamen mir nicht.

Was passierte nach der Suspendierung?

Ich blieb den Nachmittag über im Büro. Tags darauf hatte ich meinen Platz geräumt. Ich war zu jenem Zeitpunkt bereits sehr isoliert in der Fifa.

Zuvor hatten Sie bereits Ihren Rücktritt angekündigt. War das nicht der Fehler, der erst recht den Appetit der Gegner weckte?

Das war die einzige Möglichkeit, die Fifa zu schützen.

Es war wie ein Schuldeingeständnis.

Sicher nicht. Ich habe in meinen vierzig Jahren bei der Fifa weder gegen ethische noch juristische Regeln verstossen. Die Art und Weise, wie aber die Untersuchungskammer der Ethikkommission über das laufende Verfahren kommuniziert, die Höchststrafe gefordert und die öffentliche Vorverurteilung verstärkt hat, ist inakzeptabel.

Wäre es anders herausgekommen, wenn Sie Ihr Amt im Juni nicht zur Verfügung gestellt hätten?

Wäre ich nicht auf Distanz gegangen, hätte die US-Justiz nachgeladen. Ich war das Ziel. Und wir kennen das aus US-Prozessen. Der Verdächtige wird abgeschossen,



«Es ist ein bisschen meine Fifa»: Medaillenvergabe, WM 2014 in Brasilien.

lange bevor seine Unschuld allenfalls festgestellt werden kann.

Hatte Sie Angst vor der US-Justiz?

Ich hatte nicht Angst, aber ich war schockiert darüber, wie die Fifa als mafiöse Organisation dargestellt wurde. Und ich wusste, dass Druck von der Fifa genommen würde, wenn ich einen Schritt auf Distanz ginge.

Wie ist dieser Entscheid, Ihr Amt wieder zur Verfügung zu stellen, in Ihnen gereift?

Der Entscheid entstand am Montag, den 1. Juni. Mein Problem ist, dass ich ein zu vertrauensvoller Mensch bin. Ich dachte, wenn

«Ich habe keinen Ferrari, ich bin nur Mitinhaber eines Pedalos auf dem Zürichsee.»

ich einen neuen Wahlkongress und Reformen ankündige, entspannt sich die Situation.

Ihre Rede war schlecht, zu defensiv. Ihre Kritiker fühlten sich bestätigt.

Das ist Ihre Meinung.

Hat die Schweiz die Fifa fallengelassen?

Das war mein Eindruck. Dass wir zum Beispiel nichts davon erfahren, wenn die Amerikaner im Morgengrauen vor einem Fifa-Kongress hochrangige Offizielle verhaften, ist dicke Post. Dies umso mehr, als amerikanische Zeitungen bereits bestens vorab informiert waren.

Ist die Schweiz erpressbar?

Sie sind ja jetzt im Nationalrat und können der Sache auf den Grund gehen.

Ihr Schweizbild wurde erschüttert.

Ja, es ist erschüttert. Was habe ich jemals falsch gemacht in der Schweiz? Dem Land gedient mit 1400 Dienstage? Aber es gibt auch viele schöne Signale. Wenn ich in der Öffentlichkeit unterwegs bin, erhalte ich praktisch nur positive Rückmeldungen. Und Sie glauben es nicht: Die Zürcher Stadtpräsidentin hat mich offiziell zu einem Empfang eingeladen.

Jeder Mann muss eine Technik entwickeln, um nach Rückschlägen wieder aufzustehen. Wie ist das bei Ihnen?

Ich muss so etwas mit mir selber ausmachen. In meiner Position ist man immer auf sich allein gestellt. Wer ist dein bester Berater? Dein Gewissen.

Dein Wissen?

Ja, das Wissen auch – wie das Können und die Erfahrung. Deine Erfahrung. Dann braucht es noch das Quäntchen Glück und den Glauben, dass du es machen wirst. Man muss wissen, ob man jetzt etwas aktiv entscheiden muss oder ob die Zeit die Entscheidung fällt.

Hätte es einen Moment, einen Entscheid gegeben, mit dem die nachfolgende Entwicklung hätte verhindert werden können?

Ich hätte nach der erfolgreichen WM 2014 in Brasilien zurücktreten sollen – wie es meine Familie auch geraten hatte.

Sie beteuern, nichts falsch gemacht zu haben. Aber der berühmte Platini-Vertrag mit der Nachzahlung von zwei Millionen Franken, so sagen es Ihre Ankläger, stinke zum Himmel.

Ist das so? Die Kläger werfen mir vor, ich hätte Platini Geld gegeben, nicht um eine Arbeit abzugelten, sondern um etwas zu bekommen. Aber was denn? Mit den Fifa-Präsidentenwahlen 2011 hatte es nichts zu tun. Auch gegen den Vorwurf der ungetreuen Geschäftsführung wehre ich mich.

«Ich bin durch den Zusammenbruch ein etwas anderer Mensch geworden.»

Die Zahlung wurde von allen zuständigen Stellen korrekt verbucht. Gemäss Fifa-Reglement sind mündliche Verträge zulässig. Ich habe ein Prinzip immer hochgehalten, das mir mein Vater auf den Weg gab: «Nimm nur Geld an, das du selber verdient hast. Bezahle immer deine Schulden.» Die Fifa schuldete Platini diese zwei Millionen, so lautete die Abmachung. Es ist selbstverständlich, dass ich diese Schuld begleichen liess.

Die Schuld galt bereits als verjährt.

Man kann das diskutieren, aber auch nach Schweizer Recht bleibt die Schuld bestehen, wenn man sie anerkennt.

Alles lief korrekt?

Ja. Der Platini-Vertrag ging durch die Finanzkommission, durch das Exekutivkomitee und durch die Kontrollorgane. Er passierte auch den Kongress. Alles wurde abgesegnet. Platini wandte sich schon 2010 an unsere Finanzabteilung, man möge bitte die alten Schulden begleichen – was wir nach unserem Prinzip gemacht haben.

Stehen eigentlich die Kollegen in der Fifa noch hinter Ihnen?

Der interimistische Präsident Issa Hayatou versicherte mir, dass ich nach wie vor Unterstützung geniesse.

War es eine bewusste Strategie von Ihnen, im Weltfussball auf die Kleinen zu setzen?

Ich trat als Entwicklungshelfer in die Fifa ein. Das war meine Berufung. Man muss denen helfen, die es brauchen. Es waren nie nur die Afrikaner, aber die Afrikaner werden mir nie vergessen, dass ich die WM zu ihnen gebracht habe gegen die Interessen von anderen. Das Gleiche kann man von den kleinen Verbänden in Asien, in der Karibik, in Ozeanien, aber auch in Europa sagen. Ich habe ganz gezielt die Fifa als Instrument der globalen Entwicklungshilfe eingesetzt. 150 Verbände sind direkt abhängig von der Fifa.

Wir beobachten hier ein Shakespeare-Drama mit Machtintrigen, Manövern und versuchtem Königsmord. Haben Sie dazu neue Erkenntnisse gewonnen in den letzten Monaten?

Ich habe gelernt, dass bereits seit November 1998 – kurz nach meiner ersten Wahl zum Präsidenten – aktiv gegen mich gearbeitet wird. Es sind Dokumente aufgetaucht, die für diesen Zeitraum erste konspirative Sitzungen belegen. Man wollte den «unbequemen Blatter» so schnell wie möglich weghaben.

Abheben im Amt: Ist Ihnen das bei der Fifa jemals passiert?

Ich war der Erste, der den iranischen Präsidenten Rohani besuchte. Ich habe mit Obama gesprochen, mit Mandela, mit dem chinesischen Präsidenten, aber abgehoben habe ich nie. Ich bin immer am Boden geblieben.

Jeder Mensch ist gefährdet.

Ich komme aus einem Milieu, in dem man nicht abhebt. Wir Blatters sind eher die *laboratori*, die Arbeiter.

Was bleibt von all den Treffen mit dieser globalen Elite?

Am Anfang, wenn ich zu einem Staatschef ging, schaute ich von unten nach oben, irgendwann waren wir auf Augenhöhe! Der Fussball hat eine enorme Bedeutung bekommen, aufgrund seiner Entwicklung, seiner Ausdehnung. Man belächelt das manchmal in den Zeitungen, aber Fussball, Sport, Fairplay, das ist ein ethisches System, das auch in Ländern Massstäbe setzt, die vielleicht sonst andere Werte betonen. Der Frauenfussball führt weltweit dazu, dass die Rechte der Frauen auf die gleiche Stufe gestellt werden wie die der Männer. Was, glauben Sie, bewirkt der seinen Ursprüngen nach britisch-europäische Fussball in der arabischen Welt? Ich bin trotzdem kein abgehobener Mensch. Ich habe keinen Ferrari, ich bin nur Mitinhaber eines Pedalos auf dem Zürichsee.

Jetzt sind nochmals hohe Funktionäre verhaftet worden, wieder Amerikaner, wieder in der Schweiz. Es sind Bombeneinschläge in Ihrer unmittelbaren Nähe. Irgendetwas kann an Ihrer Fifa nicht stimmen.

Was nicht stimmt, ist die Wahl der Mitglieder des Exekutivkomitees. Sie werden von den Konföderationen delegiert – aber nicht vom Kongress gewählt. Der Präsident muss mit einer Regierung arbeiten, die er nicht selber bestimmen kann. Das nennt man Kohabitation. Darum bin ich froh, dass jetzt ein Fifa-Integritätscheck eingeführt werden soll.

Keine Selbstkritik? Sie sind der Präsident. Wenn Sie früher auf den Tisch gehauen hätten, wären schon früher Reformen passiert.

Ich wollte die Reformen schon ab 2011 durchsetzen – aber alles war nicht möglich. Es ist jetzt müssig, nach hinten zu schauen.

Sie haben der Harmonie und letztlich der Macht zuliebe zu vieles zu lange geschehen lassen.

Man kann mir vorwerfen, ich sei zu vertrauenselig und gutgläubig gewesen. Mein Führungsstil ist auf Konsens ausgerichtet. Das ist wahr.

Sind Sie ein Vorausplaner, ein Stratege?

Anders wäre es nicht möglich, einen so grossen Verband zu führen – mit 300 Millionen Aktiven. Meine Priorität war immer: Wir wollen durch den Fussball Hoffnungen und Emotionen in eine Welt bringen, die aus den Fugen zu geraten scheint.

Was ist Ihre entscheidende Leistung?

Ein grosser Beitrag war, dass ich die Fifa von einem kleinen Verein mit zwölf Mitarbeitern zu einem Weltunternehmen mit finanziell gesunder Basis geformt habe. Mein grösster Erfolg ist aber die weltweite Entwicklung des Fussballs.

Sie haben ein Jahr lang alle möglichen Anfeindungen in den Zeitungen gelesen.

Was ist eigentlich Ihre beste Eigenschaft?

Ich bin ein guter Mensch. Ich bin ehrlich und respektvoll.

Kann es einen Blatter ohne Fifa geben?

Es gibt, auch für mich, ein Leben nach der Fifa.

Sie wirken wieder sehr lebhaft und präsent, kämpferisch, wie wenn Sie aus einem schlechten Traum aufgewacht wären.

Ich bin durch meinen gesundheitlichen Zusammenbruch tatsächlich ein etwas anderer Mensch geworden. Ich habe gesehen, wohin

«Hier liegt die Absurdität: Wie kann ich abtreten, wenn ich suspendiert bin? Das geht nicht.»

es führen kann mit meinem Zwölfstundentag – sich um alles kümmern, trotzdem Schläge abbekommen. Ich habe realisiert, wie wichtig die Gesundheit ist, was andere Menschen bedeuten, dass man auch einmal jemanden umarmen kann. Das gibt mir eine andere Perspektive.

Ihre Tochter Corinne und Ihre Partnerin Linda sind die wichtigsten Frauen in Ihrem Leben. Was raten sie Ihnen?

Sie raten mir, Ruhe zu bewahren und mich an das zu halten, was im Leben wichtig ist: Gesundheit und Liebe.

Was ist Ihr Horizont?

Jetzt kommt der ausserordentliche Kongress. An diesem Kongress muss der alte Präsident abtreten, damit der neue antreten kann. Hier liegt die Absurdität der Ethikkommission, die angeblich eine lebenslängliche Sperre gegen mich erwägt. Wie kann ich abtreten, wenn ich suspendiert bin? Das geht nicht.

In welcher Gefühlslage fahren Sie in die Weihnachtsferien?

Ich bin in positiver, gehobener Grundstimmung. Ich spüre, dass sich alles gut entwickelt. ○

Personenkontrolle

Riklin, de Buman, Glanzmann-Hunkeler, Gmür, Mörgeli, Markwalder, Gattiker, Sommaruga, Blattmann, Widmer-Schlumpf, Maurer, Parmelin, Brunner, Günther, Wood, Leuthard, Rutz, Aebischer, Bosshard, Marazzotta, Holzmann

Kathy Riklin, langjährige und redselige CVP-Nationalrätin aus Zürich, wäre 2018 gerne Nationalratspräsidentin geworden. Dafür hätte sie sich in der Fraktion gegen den Freiburger Kollegen und nicht minder redseligen **Dominique de Buman** durchsetzen müssen. Nehmen wir es vorweg: De Bumann schaffte die Hürde. Die parteiinterne Auslese ermöglicht jedoch einen interessanten Einblick in die Frauenpower bei der CVP. Fraktionsintern haben nämlich die Luzerner Nationalrätinnen **Ida Glanzmann-Hunkeler** und **Andrea Gmür** Riklin abgeschossen. Wegen eines noch offenen Rechtsstreits mit dem ehemaligen SVP-Nationalrat **Christoph Mörgeli** forderte das Innerschweizer Duo die Zürcher Nationalrätin zum Rückzug auf, was Riklin sofort brav befolgte. Normalerweise hört Riklin auf niemanden. (*hmo*)

Derweil hat sich die neue Nationalratspräsidentin **Christa Markwalder** (FDP) sofort an die Höhen ihres Amtes gewöhnt. Im Präsidentschaftsjahr steht ihr eine Staatskarosse zur Verfügung – und von dieser machte die grün angehauchte Freisinnige, die selbst keinen Führerschein besitzt, vom ersten Tag an Gebrauch. Seit Sessionsbeginn ist sie bereits mehrfach dabei gesichtet worden, wie sie sich publikumswirksam vor dem Bundeshaus vorfahren liess. (*gut*)

Mario Gattiker, Chef des Staatssekretariats für Migration (SEM), hat alle Hände voll zu tun. Er steckt mitten in den zähen Verhandlungen mit der EU und hat an der Innenfront mit dem Rekordzustrom von Asylanten zu kämpfen. Derzeit bereitet Gattiker die sogenannte besondere Lage vor – die Antwort der Behörden auf spezielle Herausforderungen im Migrationsbereich. Bisher hat es die Regierung mit der federführenden Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) abgelehnt, in den Krisenmodus zu wechseln. Das soll sich nun ändern. Auch aus der Armee unter ihrem Chef **André Blattmann** sind vorbereitende Signale zu vernehmen. Allerdings: Der Nutzen des Notregimes bleibt fraglich. Es dient in erster Linie dazu, noch schneller noch mehr Asylbewerber aufzunehmen. (*gut*)



Einblick in die CVP-Frauenpower: Kathy Riklin.

Seit die Asylzahlen steil anziehen, verkündet Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** (SP) landauf, landab: «Wir haben alles im Griff. Es gibt kein Asylchaos.» Im Bundesrat tönt es wieder einmal ganz anders. Trotz angeblich nicht bestehendem Asylchaos will die Justizministerin dem Bundesrat ein Papier vorlegen, in dem sie für 2016 über siebzig neue Stellen für ihre Asylbehörde beantragt. Noch-Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) gab dafür schon grünes Licht, als wolle sie ihrem Nachfolger **Ueli Maurer** (SVP) noch schnell ein faules Ei ins Nest legen. (*hmo*)

Was er für die Ost- und die Zentralschweizer mache, die im Bundesrat nicht vertreten bleiben, fragten Journalisten den neugewählten Bundesrat **Guy Parmelin**. Er berichtete von Ostschweizern, die nichts gegen die Übervertretung der Westschweiz einzuwenden hätten. Und er spöttelte – alle Journalistenfragen auf Französisch beantwortend – über deren «*mauvais français fédéral*». Auf die Frage, wie es denn mit seinen Fähigkeiten im «*allemand fédéral*» stehe, erzählte der Landesvater, Deutsch spreche er jeweils mit **Toni Brunner** – der sich mangels Französischkenntnissen nicht zur Wahl stellen konnte. Der Parteikollege verstehe ihn, doch er wolle seine Sprachfähigkeiten noch verbessern, versicherte Guy Parmelin: «Das nimmt aber etwas Zeit.» (*sär*)

Nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative schloss die EU die Schweiz vom Forschungsprogramm «Horizon 2020» aus. Deshalb gab es hierzulande letztes Jahr keine der begehrten ERC Starting Grants für Nachwuchsforscher. Jetzt – dank einer provisorischen Einigung – kann die ETH Zürich wieder Förderbeiträge feiern. ETH-Vizepräsident **Detlef Günther** warnt aber davor, den Frieden mit der EU zu gefährden: «Alle Entscheidungsträger» seien «gefordert, damit auch den jungen Forschenden in der Schweiz ein Umfeld geboten werden kann, in dem sie sich optimal entwickeln können». Der Che-



Vorfahrt: Christa Markwalder.



«Das nimmt aber etwas Zeit»: Guy Parmelin.

mieproffessor stammt übrigens selbst aus der DDR, die mit ERC-Förderung dekorierten Jungstars kommen aus Griechenland, Finnland und Deutschland sowie von US-Spitzenuniversitäten. Die Nanotechnologin **Vanessa Wood**, die vom MIT in Boston nach Zürich wechselte, gab sich im Magazin *ETH Life* «extrem beeindruckt von den hier zur Verfügung stehenden Ressourcen». (*sär*)

Der Befund ist erstellt: Im Departement von Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) kann man nicht lesen. Die «Aktion Medienfreiheit» legte eine Studie der Universität St. Gallen (HSG) vor, die belegt, dass die privaten Fernseh- und Radiosender wichtige Leistungen des Service public erbringen. So sagte SVP-Nationalrat **Gregor Rutz**, er bekomme bei Auftritten im «Sonntalk» von Tele Züri deutlich mehr Reaktionen als in der «Arena» von Fernsehen SRF. Das aber darf nicht sein. SP-Nationalrat **Matthias Aebischer** wollte deshalb in der Fragestunde vom Bundesrat wissen, wie er die Qualität dieser Studie beurteile. Sie sei «nicht repräsentativ», schimpfte das Departement



Wechsel in den Krisenmodus: Mario Gattiker.



Brüchiger Friede: Detlef Günther.



«Nicht repräsentativ»: Gregor Rutz.

Leuthard, vor allem «geht aus der Studie nicht hervor, was genau untersucht worden ist». Das erklären die Studienautoren über Seiten hinweg. Die HSG-Analyse orientiere sich am Vorgehen der Fernsehprogrammforchung Schweiz – wie sie die Universität Freiburg seit Jahren im Auftrag des Bundes betreibt. (*sär*)

Schmierentheater am Horgener See-Spital. Im Oktober war Stiftungsratspräsident **Walter Bosshard** zurückgetreten. Kurz danach forderten die Belegärzte in einem Brief auch Interimspräsident **Lorenzo Marazzotta** zum sofortigen Rücktritt auf. Unterzeichnet hatte diesen Brief auch **Patrick Holzmann**, damals Vertreter der Belegärzte in der Geschäftsleitung. Nun schreibt der gleiche Patrick Holzmann in der *Zürichsee-Zeitung* in einem Leserbrief, er nehme «von der Rücktrittsforderung Abstand». Der forsche Seitenwechsel hat einen Grund: Holzmann hatte sich als Anführer der Belegärzte im Kampf gegen die Spitalleitung positioniert, blitzte aber bei seinen Kollegen ab. Auf Anfrage bestreitet Patrick Holzmann diese Interpretation. (*are*)

Nachruf



Umverteilung: Unternehmer Strong.

Maurice Strong (1929–2015) — Die Politiker und die Delegierten jubelten am letzten Samstag in Paris, als sie beschlossen, die Welt vor dem Klimawandel zu retten. Doch jener Mann fehlte, dem sie alle diesen kurzlebigen Triumph verdanken. Der «kanadische sozialistische Multimillionär, der in der ganzen Geschichte die absolut zentrale Rolle spielte», wie der Autor Christopher Booker schreibt, war zwei Wochen zuvor gestorben – ohne dass die Welt dies zur Kenntnis nahm.

Maurice Strong wuchs als Sohn eines Arbeitslosen im Kanada der Depressionsjahre auf und baute in den fünfziger Jahren eine kleine Erdgasfirma zu einem der grössten Unternehmen des Landes aus. Er fühlte sich darum «als Sozialist, was die Ideologie, und als Kapitalist, was die Methodik angeht». Seit der Gründung der Uno 1945 forderte er, sie müsse zu einer Weltregierung heranwachsen, die den Reichtum der Völker umverteile. Als Hebel dafür sah er die Umweltfrage: 1972 rief er in Stockholm eine Uno-Konferenz zusammen, in der er die Ressourcen der Erde zum gemeinsamen Erbe der Menschheit erklärte. Eine Umverteilung strebte er auch an, als er 1988 den Weltklimarat (IPCC) anregte und 1992 dem Uno-Umweltgipfel in Rio vorstand. Aber der Pionier fiel 2005 in Ungnade, weil er dem irakischen Gewaltherrscher Saddam Hussein aus dem Uno-Programm Oil for Food eine Million Dollar hatte zukommen lassen. Der Sozialist lebte und lehrte die letzten Jahre als Honorarprofessor in Peking. Er starb Ende November in Kanada – und in Paris dachte kaum mehr jemand an ihn. *Markus Schär*



«Gefährliches Wesen»: Soziologin Mernissi.

Fatima Mernissi (1940–2015) — Sie wuchs in einem Harem auf, eingesperrt hinter hohen Mauern. «Wenn ich bloss auf einen Spaziergang gehen könnte, frühmorgens, wenn die Strassen verlassen sind», pflegte ihre Mutter zu sagen, «das Licht muss blau sein dann, oder vielleicht rosa, wie bei Sonnenuntergang?» Fatima brach aus, wurde Professorin der Soziologie und «Begründerin des islamischen Feminismus» (*New York Times*). Die Marokkanerin war keine Kampfemane, vielmehr Meisterin der tabulosen Enthüllung. Im Islam «steht das ganze System auf der Vorstellung, die Frau sei ein mächtiges und gefährliches Wesen», schreibt Mernissi in «Beyond the Veil» (1975). «Alle sexuellen Institutionen – Polygamie, Verstossung, Geschlechtertrennung – sind Teil einer Strategie, die Macht der Frau einzudämmen.»

Rat suchte Mernissi nicht im Westen. Stattdessen erforschte sie die Wurzeln der eigenen Kultur. Und fand heraus: Mohameds Frauen nahmen am öffentlichen Leben teil und sie traten für ihre Rechte ein. Nicht der Koran, nicht der Prophet, einzig die männliche Elite stehe der Muslima vor gleichem Recht. «Wir muslimischen Frauen können mit erhobenem Haupt in die Moderne marschieren, wissend, dass Würde, Demokratie, Menschenrechte [...] keinen importierten westlichen Werten entstammen, sondern zum wahren Kern der muslimischen Tradition gehören.» Fatima Mernissi verstarb 75-jährig im Kreise ihrer Geschwister. «Die einflussreichste Intellektuelle der arabischen Welt» (Nagib Machfus) hatte nie geheiratet. *Urs Gehriger*

Politik und Pörmille im Bundeshaus

Von Philipp Gut, Hubert Mooser und David Mostyn (Illustration) — Die Bundesratswahlen und die laufende Session führten zu Diskussionen über die Kultur des Alkoholkonsums im Parlament. Wie steht es damit? Beeinflusst der Trinkgenuss Entscheide? Ist er vielleicht sogar ein Schmiermittel der Konkordanz?

Mittwochmorgen, 9. Dezember 2015, auf dem Programm der Vereinigten Bundesversammlung steht die Wahl des Bundesrats. Das Schweizer Fernsehen überträgt live. Ans Rednerpult geht Filippo Lombardi, Fraktionschef der CVP. Was er sagt, spielt bereits eine Woche später keine grosse Rolle mehr, dennoch wird Lombardis Auftritt im Gedächtnis haften bleiben. Seine Zunge wirkt schwer, die Stimme rauchig.

Der Vorfall hat im Bundeshaus zu Diskussionen hinter den Kulissen geführt. War Lombardi erkältet? Hat er an einem nächtlichen Gesangswettbewerb teilgenommen? Oder ist der Tessiner Christlichdemokrat direkt aus dem Festzelt zu den Bundesratswahlen erschienen?

Sicher ist: Lombardi war in diesen Tagen nicht der einzige Gezeichnete. Ein Schnappschuss während der Session zeigt eine bekannte SP-Nationalrätin: Der Kopf liegt auf ihren auf dem Holzpültchen verschränkten Armen. Die Volksvertreterin habe geschlafen, berichten Fraktionskollegen. Den Nationalratsaal habe sie wankenden Schrittes betreten und sich festhalten müssen. Gewerkschafter Corrado Pardini (BE) kümmert sich in der Folge um die Genossin. Er will sie nach Hause schicken, doch sie beisst sich durch.

Festhütte Bundeshaus

Wie sehr das Thema die Gemüter bewegt, zeigt auch der Umstand, dass nach dem Start einer kleinen *Weltwoche*-Umfrage – und noch bevor wir auch nur eine Zeile geschrieben hatten – diverse andere Medien sich in wilden Spekulationen über die noch nicht veröffentlichte Geschichte ergingen: «Hat der neue SVP-Bundesrat Guy Parmelin, von Beruf Weinbauer, ein Alkoholproblem?», fragten Journalisten von Zürich bis Genf umso aufgeregter, je weniger sie selbst recherchierten.

Wie steht es wirklich mit der Verbindung von Politik und Pörmille im Bundeshaus? Ist der Alkohol ein Schmiermittel für das reibungslose Funktionieren des Berner Betriebs? Beeinflusst er gar gewisse Entscheide, im Guten wie im Schlechten? Oder hängt der Alkoholkonsum vielleicht gar mit der Konkordanz zusammen: Muss man sich den Gegner, mit dem man tagtäglich am Tisch sitzt, schöntrinken?

So viele Gelegenheiten, sich ohne Belastung des privaten Budgets dem Genuss alkoholischer Getränke hinzugeben, gibt es sonst kaum – schon gar nicht im beruflichen Um-

feld. Die Wintersession zu Beginn der neuen Legislatur verlangt von den Parlamentariern einiges an Trinkfestigkeit ab – vom ersten Tag an. Am Montag werden die Präsidenten von National- und Ständerat gewählt. Zurzeit sind das Christa Markwalder (FDP, BE) und Raphaël Comte (FDP, NE). Traditionell findet am Mittag dann ein Apéro in der Eingangshalle des Bundeshauses statt, wo man auf die Wahl anstösst. Bei manchen beginnen die Augen schon jetzt zu glänzen, und der Kopf wird schwer – dennoch wird danach weiterberaten.

Die frischgebackene Nationalratspräsidentin Markwalder fand sogar Zeit, mit Freunden und Bekannten im Raucherzimmer des Bundeshauses zwischendurch noch ein paar Extraglaser Weisswein zu stemmen. Markwalder verfügt offenbar über ein beachtliches Stehvermögen, die Ratsführung meisterte sie jedenfalls souverän.

Die Feier am Montag ist allerdings bloss der Auftakt zu den parlamentarischen Festwochen in Bern: Zwei Tage später, am Mittwochmittag, findet das offizielle Fest der beiden Ratspräsidenten in deren Heimat statt. Die Parlamentarier hatten diesmal die Wahl zwischen Corcelles-Cormondrèche (Comte) und Burgdorf (Markwalder). Heften wir uns für einen Augenblick an die Fersen von Christa Markwalder. Keystone filmt sie noch vor den eigentlichen Festivitäten auf der Strasse beim Biertrinken mit dem Freiburger CVP-Nationalrat Dominique de Buman. Beim eigentlichen Festakt fliesst dann der Wein erneut in Strömen.

Botellón der gehobenen Kreise

So richtig zur Sache geht es dann in der zweiten Sessionswoche: Es steht eine Vakanz im Bundesrat an, und in der Nacht davor findet im Nobelhotel «Bellevue» gewohnheitsgemäss eine Art Botellón der gehobenen Kreise statt. Was man mit «Dreigroschen»-Charme die «Nacht der langen Messer» nennt, liesse sich prosaischer als Massenbesäufnis von aktiven und ehemaligen Politikern, Lobbyisten, PR-Leuten, Professoren, Journalisten und anderen Polit-Beobachtern beschreiben. Alt Nationalrat und Bahnunternehmer Peter Spuhler (SVP) feiert den ersten Teil des Abends mit dem Unterstützungsverein des Zuger SVP-Kandidaten Thomas Aeschi in einer privaten Wohnung an der Waaghausgasse und trifft erst später im «Bellevue» ein.

Ein paar trinkfeste Volksvertreter wie der grüne Genfer Ständerat Robert Cramer feiern lieber etwas abseits, im Berner «Kreissaal» hinter dem Kornhaus. Vielleicht spielt hier der Genius Loci: Cramer ist in Bundesbern bekannt dafür, dass er eine stattliche Anzahl Sidecars (Bier mit Korn) verdrücken kann.

Am nächsten Mittag geht es weiter: Unmittelbar nach der Wahl der Landesregierung – inklusive jener des neuen Mitglieds Parmelin und des neuen Bundeskanzlers Walter Thurn-

Es folgen die traditionellen Fraktionsessen, wiederum begleitet von alkoholischen Getränken.

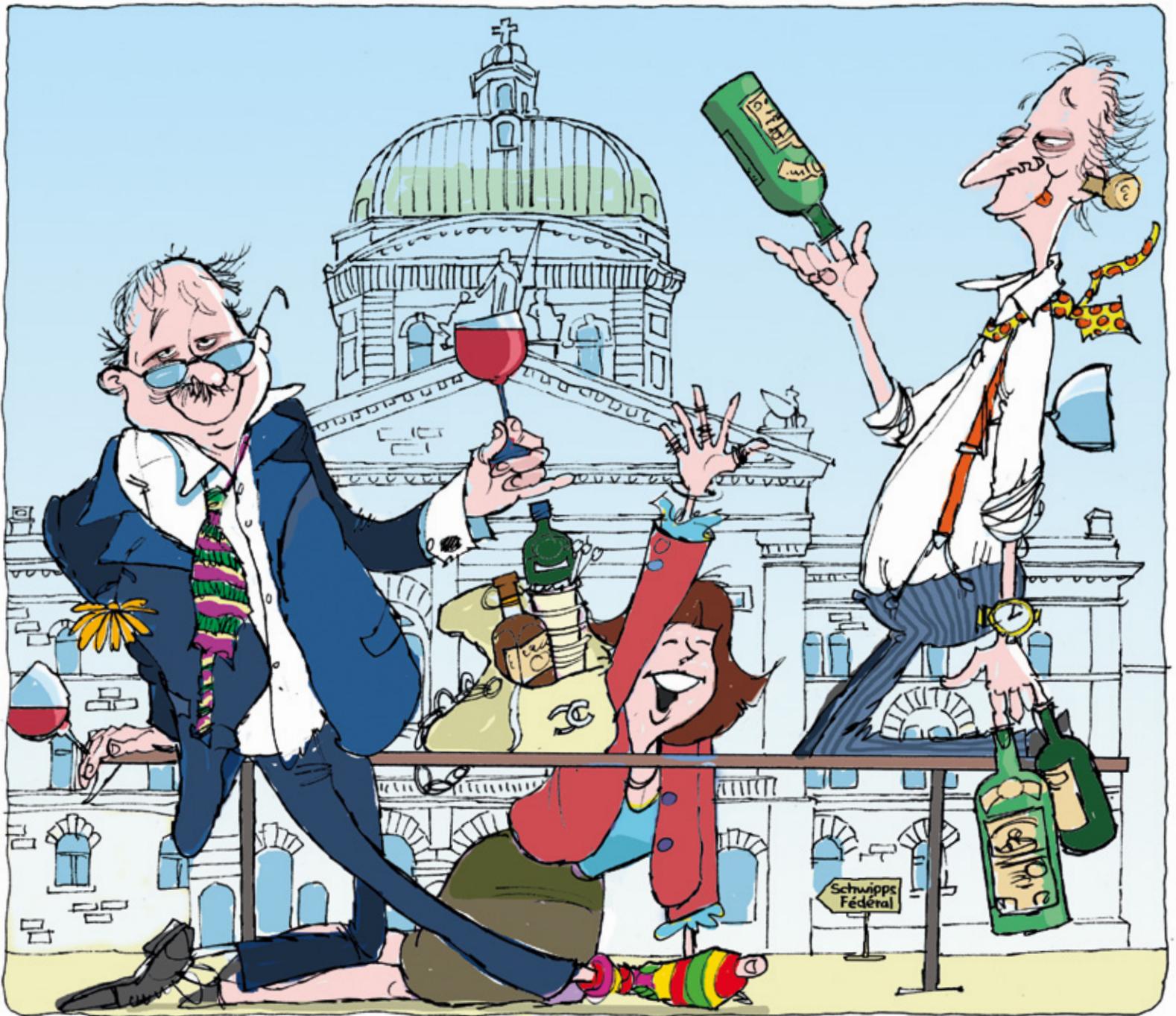
herr – wird ein Apéro serviert (Weisswein aus dem Waadtland). Es folgen die traditionellen Fraktionsessen, natürlich wiederum begleitet von alkoholischen Getränken. Die CVP beispielsweise feierte im «Bellevue», die SVP im «Kornhauskeller», die SP im alternativen Kulturzentrum Progr.

Am Donnerstag der letzten Sessionswoche dann das grosse Finale: Wieder müssen sich die Parlamentarier entscheiden – zwischen der Feier für den neuen Bundespräsidenten Johann Schneider-Ammann (FDP) im Kanton Bern und jener des neuen Kollegen Guy Parmelin in der Waadt. Vor dem Festen müssen sie jedoch noch einen pikanten Vorstoss des abgetretenen SVP-Nationalrats und Gesundheitspolitikers Toni Bortoluzzi (ZH) beraten: Sollen Komatrinker Aufenthalte im Spital und in Ausnüchterungszellen selbst bezahlen? Diese Frage stellt sich bei den Bundesparlamentariern, trotz weinseliger Stimmung in den letzten drei Wochen, nicht.

Die «Weisswein-Fraktion»

Bortoluzzi gehörte zur sogenannten Weisswein-Fraktion, wie etwa auch Roland Borer (SVP, SO), Bruno Zuppiger (SVP, ZH), Jean-René Germanier (FDP, VS), Christophe Darbellay (CVP, VS), Jean-Paul Gschwind (CVP, JU), Hans Grunder (BDP, BE), Walter Glur (SVP, AG), Jürg Stahl (SVP, ZH) oder Thomas Hurter (SVP, SH). Sie trafen und treffen sich in der Tradition des ehemaligen Nidwaldner Nationalrats Edi Engelberger (FDP) öfter schon vormittags in der «Galerie des Alpes», dem bundeshausinternen Restaurant.

Neben den offiziellen Veranstaltungen sieht der parlamentarische Kalender reihenweise



Von Flasche zu Flasche.

Einladungen zu Frühstück, Mittagessen, Dinners und Apéros von Verbänden und Fachgruppen vor. Lorenz Furrer, Mitinhaber der PR-Agentur Furrerhugi und selbst Teil des Berner Betriebs, spricht von einem «Overkill». Die Übersicht über die unzähligen Anlässe für Parlamentarier habe niemand mehr, sagt Walter Stüdeli von der Agentur Köhler, Stüdeli & Partner.

Trinklustige können sich von Anlass zu Anlass und von Flasche zu Flasche hangeln. Die folgende Zusammenstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die laufende Session begann am 30. November. Schon am ersten Abend hat der Wirtschaftsverband Economiesuisse interessierte Parlamentarier zu einem Nachtessen ins «Bellevue» eingeladen. Zwei Tage später lockt der Verband der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie Swiss-

mem neue Parlamentsmitglieder zu einem Diner ins selbe Nobelhotel. Die Politiker sollen bei Speis und Trank auf die Befindlichkeit der Branche eingeschworen werden. Am Dienstag der zweiten Sessionswoche organisiert die Schweizerische Public Affairs Gesellschaft (Spag) nach einem Nachtessen im «Bellevue» eine Podiumsdiskussion mit neuen Parlamentariern zum Thema Lobbyismus. Am selben Abend – am Tag vor den Bundesratswahlen – findet der Anlass «Kultur ist uns nicht Wurst, aber Wurst ist uns Kultur» der parlamentarischen Gruppe Kultur statt. Dabei wird reichlich Bier konsumiert. Zur gleichen Zeit hat der Verband Auto-Schweiz Parlamentarier zu einem Essen inklusive Vortrag ins Fünfsternhotel «Schweizerhof» geladen, und der Schweizerische Bäcker-Konditorenmeister-Verband hat seine Lobbying-

Veranstaltung bereits am Mittag über die Bühne gebracht.

Am Montagabend, 14. Dezember, stossen Parlamentarier unter 35 Jahren in der «Galerie des Alpes» an. Die parlamentarische Gruppe Afrika hat gemeinsam mit den Schweizer Rohstoffhändlern im «Bellevue» ein Nachtessen organisiert. Geladen sind auch Botschafter afrikanischer Staaten.

Hotspot der Linken und Grünen

In diesem Rhythmus geht es weiter. Dienstag, 15. Dezember, morgens um 7 Uhr: Die Vertreter der Schweizer Verleger geben sich beim Frühstück mit Parlamentariern die Ehre. Dienstag, 15. Dezember, mittags: Die parlamentarische Gruppe Komplementärmedizin begrüsst die neuen Parlamentsmitglieder zu einem Mittagessen im Restaurant «Loren-

zini». Am Mittwochabend gegen 19 Uhr steht in der «Galerie des Alpes» der beliebte Apéro der «Lia Rumantscha», der Hüterin der rätoromanischen Sprache, mit Bündner Spezialitäten auf der Agenda. Und so geht es praktisch jeden Tag zu, drei Wochen lang.

Über diese wechselnden Angebote hinaus gibt es so etwas wie Stammbeizen und Lieblingsbars gewisser Politiker. Zu den Hotspots während der Session zählt die Bar des Hotels «Bären», dort treffen sich vor allem SVP-Parlamentarier und CVP-Fraktionschef Filippo Lombardi, oft noch zu später Stunde. SP und Grüne findet man bei Feierabend im «Diagonal». Die Mitteparteien bevorzugen die Nähe des Bundeshauses, man findet ihre Vertreter im «Café Fédéral» oder im «Chez Edy». Auch das «Della Casa» ist ein beliebter Treffpunkt der Freisinnigen. Und natürlich auch das erwähnte «Lorenzini».

Rache an Doris Leuthard

Der Alkoholkonsum im Bundeshaus ist ein Dauerthema – seit Politikergedanken. Der damalige Nationalrat Christoph Blocher (SVP) bemerkte einmal, eigentlich sollte ein Bundesrat am Nachmittag noch nüchtern sein. FDP-Magistrat Jean-Pascal Delamuraz soll sogar dabei gesehen worden sein, wie er unterwegs im Auto gemeinsam mit seinem Chauffeur eine Flasche Wein leerte. Auch der Neuenburger Aussenminister René Felber (SP) war bekannt für seine Neigung zu vergorenen Flüssigkeiten. Welsche Parlamentarier zeigten sich nach Blochers Stichelei solidarisch mit den trinkenden Landsleuten: Sie

Das feuchtfröhliche Beisammensein verbindet über Parteigrenzen hinweg.

stellten im Nationalratssaal demonstrativ eine Flasche Wein aufs Pult.

Nach Einschätzung von Kennern werde zwar tüchtig gebechert im und ums Bundeshaus, aber früher sei der Alkoholkonsum noch höher gewesen. Oft hatte man am Nachmittag frei, und man traf sich in Landgasthöfen um die Bundesstadt zum Jassen – und Trinken. Auch der volkstümliche SP-Bundesrat und Finanzminister Otto Stich war ein leidenschaftlicher Jasser, der häufig schon nachmittags zu Karten und Glas griff.

Das Festen unter Parlamentariern treibt zuweilen seltsame Blüten: Unmittelbar vor der Wahl von Doris Leuthard (CVP) als Nachfolgerin von Joseph Deiss schritt der offensichtlich verkattete SP-Nationalrat Jean-Claude Rennwald (JU) ans Mikrofon und beschwor die Versammlung, Leuthard auf keinen Fall zu wählen. Man machte grosse Augen über diesen Auftritt. Was war geschehen? Nachträglich stellte sich heraus, dass Leuthard, die wie



Blocher, Maurer, Brunner (v. l.) von der SVP.



Bundesrätin Leuthard (l.) im Wallis.



FDP-Politiker Wasserfallen (l.), Markwalder.



CVP-Mann Lustenberger (r.) mit Jägern.

Rennwald während der Session im «Hotel Bern» abstieg, den Jurassier einst schlafend auf dem Gang ihrer Zimmeretage vorgefunden und das Hotelpersonal alarmiert hatte. Das hat der Jurassier der Aargauerin offenbar nie verziehen.

Schmiermittel der Konkordanz

Die Funktion des Alkoholkonsums im Bundeshaus lässt sich mit verschiedenen Ansätzen erklären. Kompensieren die Parlamentarier die Langeweile? Oder dient der Alkohol dem Spannungsabbau? Wir haben es eingangs angetönt: Eine Rolle könnte auch das besondere politische System der Schweiz spielen. Ein paar Gläser Wein mögen es erleichtern, täglich, ja stündlich mit dem politischen Gegner zusammensitzen – der Alkohol: Schmiermittel der Konkordanz. Es kommen aber auch profane und pragmatische Gründe in Betracht: Die parlamentarischen Zusammenkünfte haben Klassenfahrtcharakter, die Stimmung ist gehoben und vielleicht auch etwas verschwörerisch, das gewohnte Leben samt Partner und Kindern ist weit weg. Der Ausschweifung sind Tür und Tor geöffnet. Zumal es, wie geschildert, auf Schritt und Tritt Gelegenheiten dazu gibt – und dies erst noch kostenlos.

Bei der Dichte dieses Festprogramms fragt man sich, ob die Kausalität bisweilen nicht umzukehren wäre: Trinkt man, weil es so viele Anlässe gibt? Oder finden die Anlässe statt, damit man trinken kann?

Bei aller politischen Gegnerschaft: Das feuchtfröhliche Beisammensein verbindet über Parteigrenzen hinweg. Die Zürcher SP-Nationalrätin Chantal Galladé etwa wagt sich gern in SVP-dominierte Männerrunden.

Die Mitglieder der Bundesversammlung eint die gemeinsame Aufgabe und das gemeinsame Amt, es herrscht der Eindruck eines wohligen Kollektivs. Dieses wiederum könnte den sanften Kontrollverlust beflügeln: Gemeinschaftsgelage sind ergiebiger, Alkoholkonsum ist – von vereinsamten Schwerabhängigen abgesehen – ein soziales Phänomen. Auch im derzeitigen Parlament soll es einen Alkoholiker geben, dessen Hände morgens um acht zittern und erst im Verlauf des Vormittags wieder ruhiger werden, wenn der gewohnte Pegel erreicht ist. Es handelt sich aber um eine Ausnahme.

«Vodka Politics»

In der Privatwirtschaft wäre ein solches Genusspensum, wie es etliche Bundesparlamentarier absolvieren, undenkbar. In einem normalen Job könnte man sich dies gar nicht leisten. Das mag auch damit zu tun haben, dass die politische Arbeit in erster Linie Teamwork ist – dieses verlangt vom Einzelnen in der Regel einen etwas geringeren Einsatz. Man erholt sich im Kollektiv.

Es stellt sich die Frage, inwiefern die Festfreude des Gesetzgebers dessen Kernarbeit beeinflusst. Der Autor Mark Lawrence Schrad hat für die russischen Verhältnisse den Begriff der «Vodka Politics» geprägt. In Bezug auf die Schweiz müsste man eher von Weiss- oder Rotweinpolitik reden. Vielleicht fördert der Alkoholenuss ja tatsächlich die schweiztypische Kultur des Kompromisses und der Konkordanz: Er hilft, Grenzen zu überwinden und mit Leuten zusammenzuarbeiten, die man sonst nur schwer aushalten würde – auf Seiten der Gegner, aber auch unter den sogenannten Parteifreunden. Prosit! ○

Je älter, desto trinkfreudiger

Der Alkoholkonsum in der Schweiz nimmt tendenziell ab. Männer trinken mehr als Frauen, Welsche und Tessiner mehr als Deutschschweizer. *Von Alex Reichmuth*

Konsumhäufigkeit — 88 Prozent der Bevölkerung ab 15 Jahren konsumieren zumindest ab und zu Alkohol. 44 Prozent gönnen sich mehrmals pro Woche einen Drink, 10 Prozent sogar täglich. Männer trinken im Schnitt mehr als Frauen: So nehmen 14 Prozent der Männer täglich Alkohol zu sich, während es bei den Frauen nur 6 Prozent sind. Mit zunehmendem Alter nimmt die Zahl der Menschen zu, die jeden Tag trinken: Während nur wenige Prozent

der jungen Erwachsenen täglich Bier, Wein oder Spirituosen zu sich nehmen, ist es im Pensionsalter jeder Vierte. Ob das Bild der angeblich dauerbetrunkenen Jugend stimmt, ist also fraglich. Richtig ist hingegen das Klischee, dass Welsche und Tessiner dem Alkohol besonders zugetan sind. So trinken in der Westschweiz rund 15 Prozent und in der italienischsprachigen Schweiz gar 21 Prozent der Bevölkerung ab 15 Jahren täglich Alkohol, während es in der Deutschschweiz nur 8 Prozent sind.

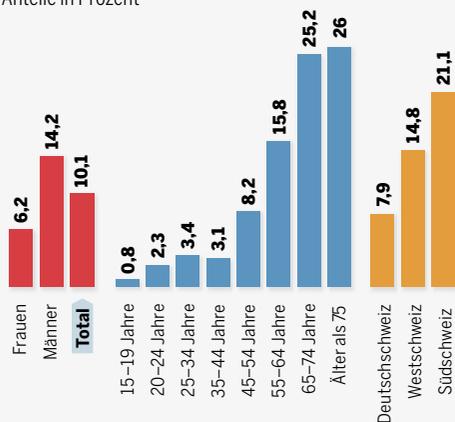
Anteile einzelner Getränke — Schweizerinnen und Schweizer trinken pro Jahr durchschnittlich 56 Liter Bier, 35 Liter Wein und 3,7 Liter Spirituosen. Rechnet man den Konsum in Liter reinen Alkohol um, liegt der Anteil beim Wein mit 48 Prozent aber klar vor Bier mit 33 Prozent (Spirituosen: 18 Prozent).

Zeitliche Entwicklung — Die Schweizer konsumieren immer weniger Alkohol. Trank in den siebziger Jahren jede Person ab 15 Jahren durchschnittlich noch etwa 14 Liter reinen Alkohol, waren es im Jahr 2000 noch 11,2 Liter. Bis 2014 ging der Konsum laut der eidgenössischen Alkoholverwaltung auf 9,5 Liter zurück.

Andere Länder — Am meisten bechern die Osteuropäer. Auf den ersten zehn Plätzen der Länderrangliste der Weltgesundheitsorganisation WHO liegen neun osteuropäische Länder. Spitzenreiter ist Weissrussland mit 17,5 Liter reinen Alkohol vor Moldawien (16,8 Liter) und Litauen (15,4 Liter). Generell ist Europa der Kontinent mit dem höchsten Konsum (10,9 Liter). Die Schweiz liegt in der WHO-Statistik mit 10,7 Litern knapp unter dem europäischen Schnitt. (Die Differenz zu den 9,5 Litern gemäss eidg. Alkoholverwaltung liegt in unterschiedlichen Erfassungsmethoden.) In Deutschland (11,8 Liter) und in Frankreich (12,2 Liter) ist der Konsum etwas höher als in der Schweiz. Am wenigsten konsumiert wird in muslimisch geprägten Ländern wie Pakistan, Kuwait und Libyen (je 0,1 Liter). Der weltweite Durchschnittskonsum beträgt 6,2 Liter.

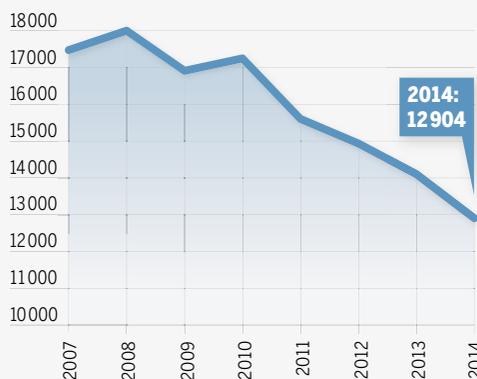
Bevölkerung mit täglichem Alkoholkonsum

Anteile in Prozent



QUELLE: SUCHTMONITORING SCHWEIZ

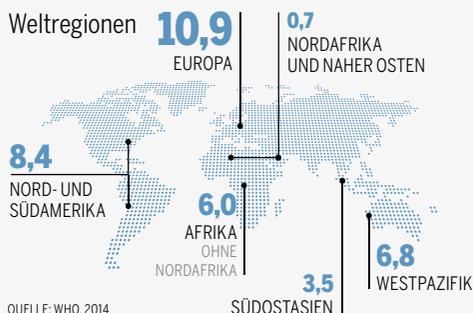
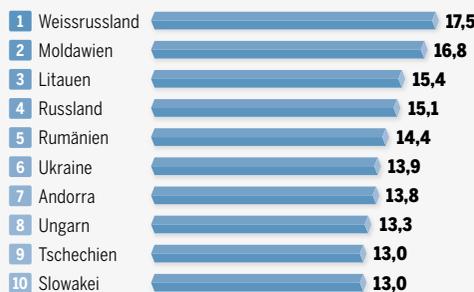
Strafurteile wegen Fahrens in angetrunkenem Zustand



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Top-10-Alkoholkonsum pro Kopf

Weltweit, in Liter reinem Alkohol

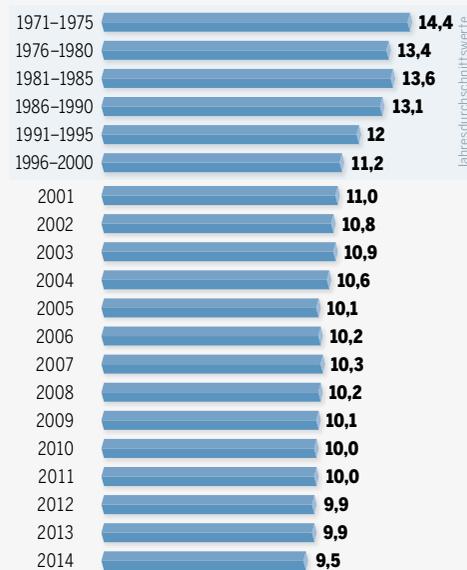


QUELLE: WHO, 2014

Alkohol in Zahlen.

Entwicklung des Alkoholkonsums in der Schweiz

In Liter reinem Alkohol, pro Einwohner ab 15 Jahren



QUELLEN: EIDGENÖSSISCHE ALKOHOLVERWALTUNG, BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Alkoholabhängigkeit — Schätzungsweise 250 000 Menschen in der Schweiz sind alkohol-süchtig. Etwa 70 Prozent von ihnen sind Männer. Der Anteil der Alkoholabhängigen steigt mit dem Alter. Menschen im Alter von 55 bis 74 Jahren werden sechsmal häufiger wegen Alkoholmissbrauchs hospitalisiert als solche im Alter von 20 bis 24 Jahren. Erst ab 75 Jahren nehmen die Alkoholprobleme wieder ab. Die Zahl der Alkoholsüchtigen ist in den letzten zehn Jahren klar gesunken.

Auswirkungen auf der Strasse — Immer weniger Personen setzen sich betrunken ans Steuer. Zumindest ist die Zahl der Strafurteile wegen Fahrens in angetrunkenem Zustand deutlich rückläufig: 2007 waren es 17 466 Urteile, letztes Jahr noch 12 904 – ein Rückgang von über einem Viertel in sieben Jahren. Beeindruckend ist auch der Rückgang der alkoholbedingten Verkehrstoten: Zählte man in den achtziger Jahren noch über 200 Todesopfer pro Jahr, waren es 2014 noch 29. Diese Abnahme dürfte aber auch auf bessere Sicherheitsvorkehrungen im Strassenverkehr zurückzuführen sein (Strassenführung, Bauweise, Airbags et cetera).

Wir sind 2015

Von Wladimir Putin bis Fabian Cancellara



Die grosse Doppelnummer zum Jahresende: Gespräche mit Persönlichkeiten, die im vergangenen Jahr aufgefallen sind.

Probe-Abo: Telefon 043 444 57 01 oder auf www.weltwoche.ch/abo

Getrunken, genossen, gesoffen

Von Christoph Mörgeli — Alkoholische Getränke dienten seit je als Nahrungs- und Genussmittel, Durstlöscher, Arznei und Statussymbol. Vom Gebrauch zum Missbrauch ist es ein kleiner Schritt. Eine Kulturgeschichte.

Seit Jahrtausenden tranken unsere Vorfahren Alkohol – mit allen erwünschten und unerwünschten Auswirkungen. Unzählige Quellen zeugen von der Herstellung, vom Konsum und von den Eigenschaften der einzelnen Getränke, die je nach Qualität von den verschiedenen Gesellschaftsschichten unterschiedlich genossen wurden. Alkohol bewirkt seit je Fröhlichkeit, Glück und Lebensgenuss. Aber auch Gewaltbereitschaft, sexuelle Ausschweifung und Trunksucht.

Wehe den Bierpanschern!

Mit der menschlichen Sesshaftigkeit begann die gezielte Herstellung gegorener Getränke. In den alten Hochkulturen war das Bier nicht nur ein alltägliches Nahrungs-, sondern auch ein Zahlungsmittel. Wehe dem, der in Mesopotamien Bier panschte: Er wurde gemäss Codex Hammurapi in einem Fass ertränkt oder so lange mit Bier vollgegossen, bis er erstickte. Bei den Ägyptern war der ekstatische Alkoholrausch fester Bestandteil von religiösen Festen, wobei die Frauen den Männern in nichts nachstanden. Vom blühenden Rebbau in Palästina zeugen unzählige biblische Gleichnisse mit Wein und Weinstöcken. Die Griechen exportierten ihren Wein teuer an die Römer. Bacchus ermunterte als Gott des Weines wie des Rausches zu ausgiebigen Zechgelagen. Dennoch galt seit der Antike beim Alkoholgenuss der Weg des richtigen Masses. Darum wurde der Wein damals in der Regel mit Wasser vermischt. Cäsars Truppen mussten täglich einen Liter Wein gegen ansteckende Seuchen trinken. Hippokrates schilderte den Wein als «in wunderbarer Weise für den Menschen geeignet», sofern «sinnvoll» und «in rechtem Mass» angewandt.

Der germanische Göttervater Wotan riet: «Klebt nicht am Becher, trinkt Bier mit Mass.» Vielleicht liegt hier der Grund, dass die Germanen die weinseligen Römer besiegt haben. Bier blieb jedenfalls das Lieblingsgetränk der Germanen bis zum heutigen Tag. Bei den mittelalterlichen Pestepidemien galt Schnaps als vorzügliches Präventivmittel. Das Kloster St. Gallen besass drei Brauereien, viele andere Klöster stattliche Weinberge. Die städtischen Zünfter trafen sich in ihren Trinkstuben. Doch das Masshalten galt dennoch als Christen-

pflicht. Reformator Martin Luther zählte das Saufen genau wie Hurerei, Kleiderpracht oder Glücksspiel zu den schlimmen Lastern. Früh schon versuchte der Staat, den Alkoholismus mit Preiserhöhungen, eingeschränkten Wirtshausbesuchen oder Zucht-, Arbeits- und Besserungshäusern zu bekämpfen.

Trinken als «physisches Bedürfnis»

Der Berner Stadtarzt Wilhelm Fabry tadelte 1603 den Alkohol als Betäubungsmittel und die unwissenden Bruchschneider, die ihre Pa-



Weg des richtigen Masses: «The Hunt Supper», um 1780.

tienten vor einer Operation volllaufen liessen; denn alsdann «fliessen bald böse Feuchtigkeit und Blut heftig gegen den Schaden hin, verursachen Schwellung, Hitze, Schmerzen, Krampf und andere böse Komplikationen». Die ambivalente Haltung der Ärzte zeigte sich im ausgehenden 18. Jahrhundert: Der schottische Arzt Thomas Trotter schrieb, ein Säufer sei jemand, «dem einmal das Trinken zum physischen Bedürfnis geworden ist». Er wurde zum Begründer des Krankheitskonzepts der Sucht und des Alkoholismus. Gleichzeitig sah der ebenfalls schottische Mediziner John Brown jede Form von Leben als Erregung; er reizte und stärkte den Organismus mit reichlich Alkohol. Immerhin wirkte damals ein Glas Wein wohltuender als Brechmittel oder Aderlass.

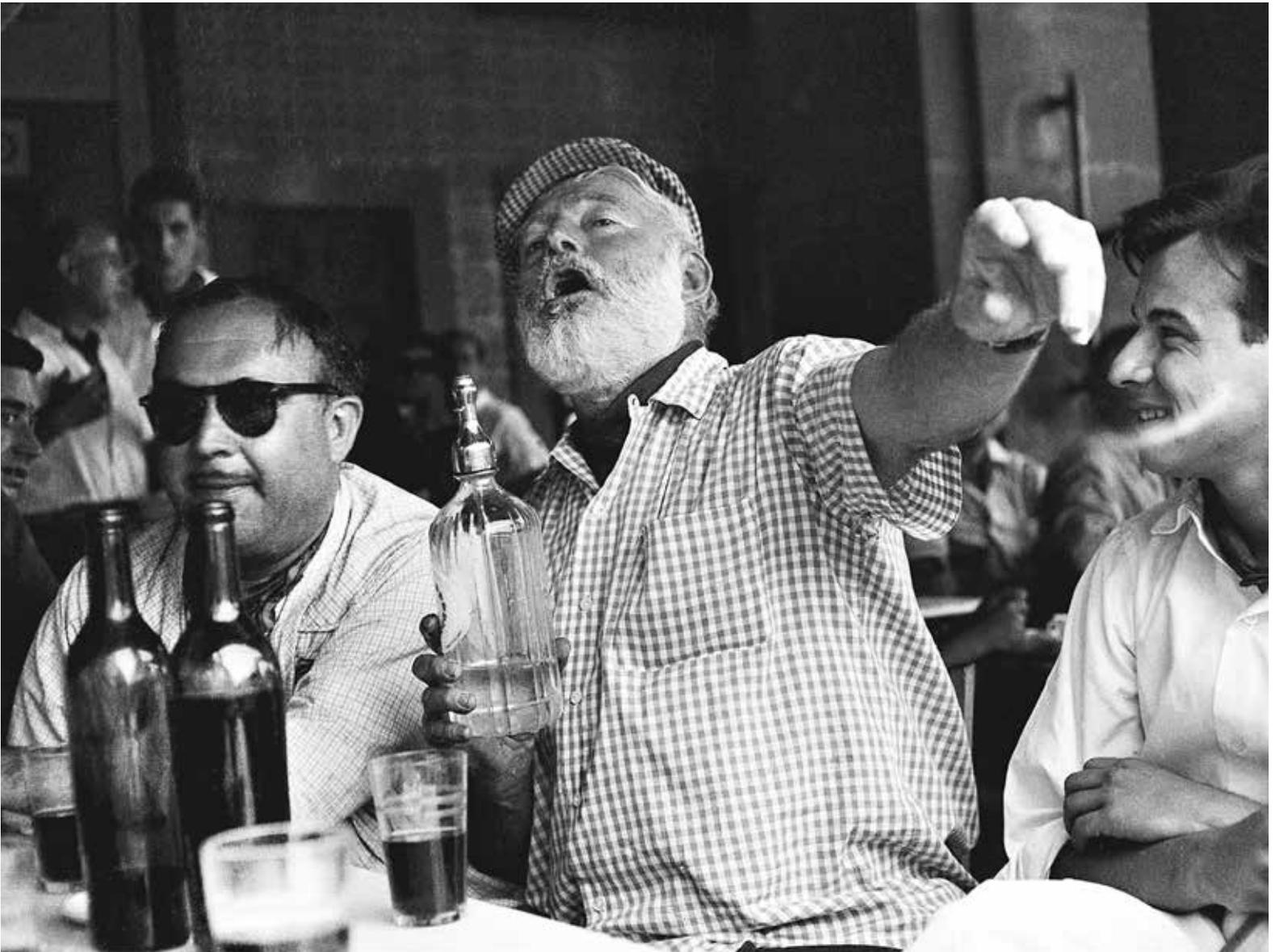
Auch auf dem Schlachtfeld von Waterloo huldigten die Wundärzte dem «Brownianismus»: Die Offiziere starben im Rheinweirausch, die Soldaten im Branntweirausch.

Im 19. Jahrhundert verabreichte man den besser betuchten Tuberkulosepatienten in Davos zur Kräftigung «edlen Veltlinerwein» und Cognac, vermischt mit Milch. Der Alkohol wurde mit der Industrialisierung zur billigen Massenware; manche Unternehmer bezahlten ihre Arbeiter mit Schnaps. Bismarck meinte, dass «der Deutsche eine halbe Flasche Champagner braucht, um auf seine natürliche Höhe zu kommen». Dabei benötigte die moderne Industriegesellschaft disziplinierte Arbeiter. Die oft freikirchlich geprägte Abstinenzbewegung hatte im Katholizismus weniger Erfolg, wo die alkoholische Enthemmung beispielsweise zur Karnevalskultur gehört.

Die Psychiatrie erkannte in der Therapie des Alkoholismus und dessen gesundheitlicher, sozialer und wirtschaftlicher Folgen zunehmend eine wichtige ärztliche Aufgabe. Auguste Forel vermochte durch sein abstinentes Vorbild und die bestimmte Führung des Zürcher Burghölzli manchen Trinker zu heilen. Hatten bislang die Spitalpatienten täglich ihre Weinration zugut, definierte Forel apodiktisch: «Alle alkoholischen Getränke sind Gifte so gut wie Morphium, Haschisch, Coca u. a.» Doch der Zürcher Internist Hermann Eichhorst empfahl um 1900 im Fall von Lungenentzündung unbeeinträchtigt starken Wein, Champagner oder Cognac, sein Kollege Friedrich von Müller in Basel «guten starken Wein» zur Stärkung der Herzaktivität. Mit der Entdeckung spezifisch wirksamer Medikamente ging die Anwendung des Alkohols zurück. Er lebt in der Volksmedizin weiter, spielt in der Schulmedizin aber nur noch zur Desinfektion oder als Einreibungs- und Lösungsmittel für tropfenförmige Arzneien eine Rolle.

Kaffee, Tee und später Mineralwasser oder Fruchtsäfte bildeten allmählich Alternativen zum Alkoholgenuss. Landesweite Verbote wie die Prohibition in den USA von 1920 bis 1933 endeten als desaströser Misserfolg. Wein, Bier und Spirituosen lassen sich offenbar von Gastlichkeit und Geselligkeit kaum trennen. Wer nicht mittut, gerät als Schwächling und Aussenseiter unter Gruppendruck.

Wer aber den schmalen Grat verlässt und im Alkoholismus strandet, wird von der Umwelt als charakterschwacher, unbeherrschter Versager beurteilt. «Die allerwenigsten Alkoholabhängigen begeben sich in eine spezifische Beratung oder Therapie», bedauert Dr. Anne Keller, Chefärztin der Zürcher Forel-Klinik. Doch wann beginnt der Missbrauch? Dazu meint die Psychiaterin Keller: «Als unproblematisch gilt ein Glas der jeweils spezifischen Grösse von Bier, Wein oder Schnaps für Frauen und zwei Gläser für Männer an maximal vier Tagen pro Woche.»



16 *Daiquiris*: Rekordtrinker Hemingway in der Bar «Floridita» in Havanna.

Kultur

Blau wie Hölle und Paradies

Von Peter Hartmann — Von Alexander dem Grossen bis Amy Winehouse, von Beethoven bis Churchill und George Best: Die unendliche Schlange der genialen Alkoholiker.

«Gedichte, die von Wassertrinkern geschrieben wurden, können nicht lange Gefallen erregen.» Die Erkenntnis stammt von Horaz, und sie ist auch nach mehr als zweitausend Jahren noch hellwach. Der Lyriker Charles Baudelaire forderte: «Berauscht euch!», und begoss die «Blumen des Bösen» seiner «künstlichen Paradiese» mit dem höllisch einfahrenden Absinth, der flüssigen Bohème-Droge des 19. Jahrhunderts. «Noch nie hat einem Alkoholiker der Genuss des Alkohols so wenig gefallen wie mir», urteilte der Romanautor Joseph Roth («Die Legende vom heiligen Trinker») über sich selber. «Das bin ich wirklich», signierte er eine Fotografie. «Böse, besoffen, aber geschick.» Er starb in einem Pariser

Armenspital mit 46 Jahren. F. Scott Fitzgerald, der Verfasser des «Grossen Gatsby», auch er ein Frühabgänger mit Leberzirrhose, meinte lakonisch: «Trinken ist das Laster des Schriftstellers.»

Laster, also Sünde – oder schicksalhaftes Stigma, möglicherweise genetisch vorgezeichnet? Die Gläserabdrücke von Wein und gebrannten Wassern haften an der ganzen Literaturgeschichte. Der Alkohol (vom arabischen Wort *al-kuhl*) als kreativer Treib- und Suchtstoff, als einzige fast überall frei zugängliche, gesellschaftlich tolerierte Droge, galt vor allem in der amerikanischen Kultur als Inspirationsquelle. Die Prohibitionszeit romantisierete den Kitzel des verbotenen Trinkens. Alkohol

als Fluchthelfer aus der Realität, als Lebensstil, als Gruppenerkennungsmerkmal. Aber auch als unmerkliches toxisches Experiment, charakterverändernd, zerstörerisch, vernichtend. Was wäre aus ihnen geworden, permanent nüchtern? Aus Edgar Allan Poe oder Ernest Hemingway, der mit seinem Weltrekord von sechzehn *Daiquiris* in der «Floridita»-Bar in Havanna prahlte? Aus Fitzgerald, Truman Capote, Raymond Chandler, aus Jack Kerouac? Malcolm Lowry schrieb den Roman aus dem Innern des Wahnsinnsrausches («Unter dem Vulkan»). Der todwitzige Charles Bukowski war der Meister der Besäufniszerzählung.

Bis zu Harry Potter

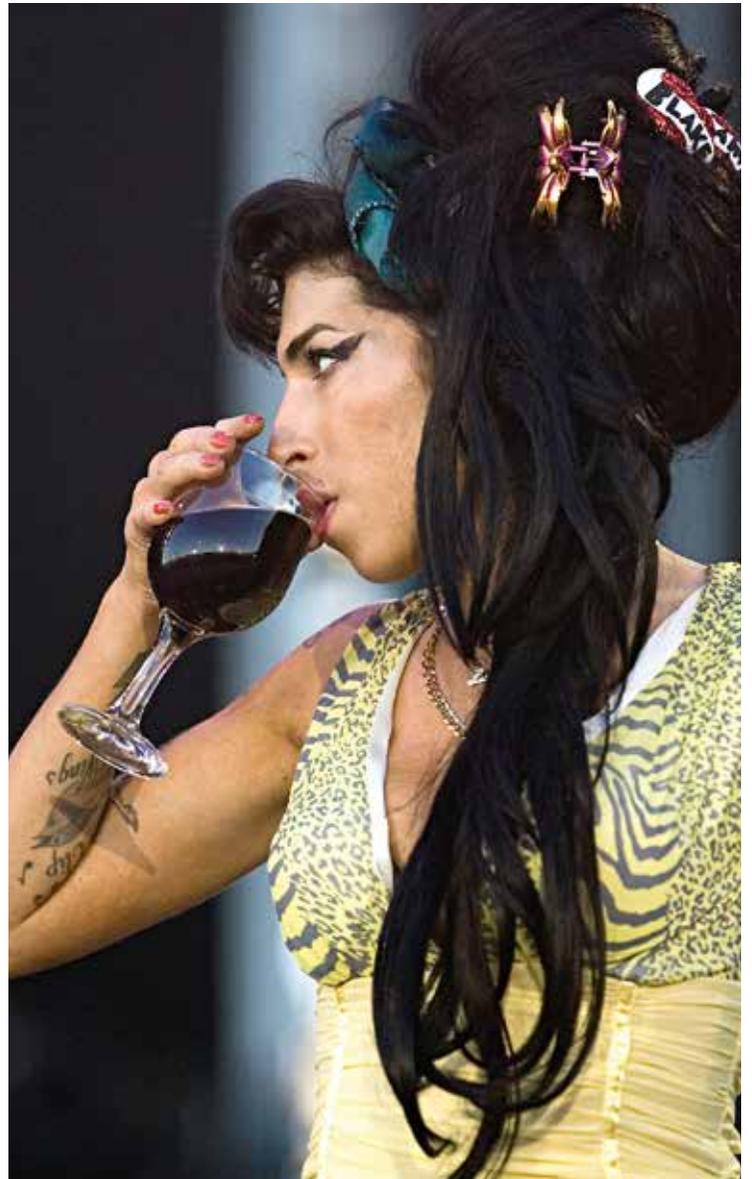
In Paris hielten Sartre und Simone de Beauvoir ihren literarischen Hof, mit gesundheitlichen Kollateralschäden, die von ihrem Ruhm überschattet wurden: die mörderischen Cocktails aus Alkohol, Amphetaminen und Tranquillizern führten bei beiden zu Leberzirrhose. Auch Jacques Prévert, der Chansondichter («Les feuilles mortes»), starb als Alkoholiker. Heute würde Goethe, der täglich mindestens



Enormer Konsum: Dürrenmatt.



Beflügelt: Holiday.



Makabrer «Club 27»: Winehouse.

zwei Flaschen Weisswein benötigte, als Prototyp eines kontrollierten Alkoholikers bezeichnet. Dürrenmatt war zuckerkrank und hielt dennoch seinen enormen Rotweinkonsum durch. Schon Gottfried Keller wankte abends

Heute würde Goethe als Prototyp eines kontrollierten Alkoholikers bezeichnet.

schwankend durch Zürichs Gassen. Friedrich Glauser spritzte sich Morphium und füllte die Pausen mit Alkohol. Diese Mischung, ergänzt mit Heroin, beflügelte und verbrannte seit den dreissiger Jahren amerikanische Jazzmusiker, die Generation von Charlie Parker und Billie Holiday. Manche Schauspieler bekämpfen ihr Lampenfieber mit einem, zwei, drei Gläschen. Die Whisky-Wodka-Scheidung-Wiederfindung-Paarschlacht von Richard Burton und Elizabeth Taylor fesselte das Publikum jahrelang. Bei Gérard Depardieu wuchs sich der Konsum auf vierzehn Flaschen aus. Bruno Ganz verordnet sich seit vielen Jahren Total-

abstinenz. Harald Juhnke inszenierte seine Rückfalldramen bis zum letzten Vorhang in der *Bild*-Zeitung und im Fernsehen. Der Harry-Potter-Darsteller Daniel Radcliffe gestand, dass er sich als Teenager nur unter Alkoholeinfluss vor die Kamera gewagt hatte.

Alexander der Grosse, der Welteneroberer der Antike, war dem Wein verfallen wie einige Jahrhunderte nach ihm auch Julius Cäsar. Der manisch-depressive Winston Churchill konsolidierte seine Stimmungsschwankungen mit grossen Alkoholmengen. Die Feindschaft des CSU-Fürsten Franz Josef Strauss und des *Spiegel*-Herausgebers Rudolf Augstein ging auf ein wildes Besäufnis der beiden in Augsteins Wohnung zurück. Beide starben als Alkoholiker. Als Joschka Fischer 1983 in Turnschuhen den Deutschen Bundestag in Bonn betrat, erblickte er «eine unglaubliche Alkoholikerversammlung».

Der Fussballzauberer Garrincha, «das Vögelchen», das die Brasilianer mehr liebten als Pelé, zwitscherte sich in einem unaufhörlichen Rausch in den Früh Tod. Der Superstar Sócrates, eigentlich Kinderarzt, soff sich zu Tode. George

Best, der nordirische Dribbelkünstler, hinterliess der Nachwelt folgende Kurzbiografie: «Ich habe sehr viel Geld ausgegeben für Frauen, schnelle Autos und Alkohol – den Rest habe ich verprasst.» Er starb an Leberzirrhose, als Rückfälliger, nachdem ihm zuvor noch eine neue Leber transplantiert worden war.

Manche Rockmusiker erlöschen wie Kometen. Der makabre «Club 27» erinnert an Brian Jones, Jim Morrison, Jimi Hendrix, Janis Joplin, Kurt Cobain und Amy Winehouse – alle gestorben mit 27 – denen der Alkohol den Rest gab. Aber schon Beethoven und Schubert (bereits mit fünfzehn) waren chronische Trinker. Josef Hofmann (1876–1957), der wahrscheinlich grossartigste Konzertpianist seit Liszt, verfiel mehr und mehr dem Alkohol, tüftelte aber in seiner Werkstatt an Erfindungen wie dem Stossdämpfer für Flugzeuge und Autos, dem Scheibenwischer und an einem Haus, das sich automatisch nach der Sonne drehte. Er besass siebenzig Patente, die ihn überlebten.

Fragt da noch jemand, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie keinen Alkohol getrunken hätten?

König Karotte

Von Henryk M. Broder — Martin Schulz bestimmt, wo Demokratie aufhört.



Neulich auf der Autobahn B9 nördlich von Hof. Der Deutschlandfunk schwächelt, ich wechsele zum Klassikradio des Bayerischen Rundfunks. Da geht es um eine lange vergessene und vor kurzem wiederentdeckte Operette vom Jacques Offenbach, die 1872 uraufgeführt wurde: «König Karotte». Um 18 Uhr die Nachrichten.

In Burundi sind Unruhen ausgebrochen, Gambia hat sich zu einem islamischen Staat erklärt, und in Saudi-Arabien durften Frauen zum ersten Mal in der Geschichte des Landes an Wahlen teilnehmen, wenn auch nur zu den Gemeinderäten. Ganz am Ende die Nachricht des Tages. Beim Bundesparteitag der SPD in Berlin hat der Präsident des Europaparlaments, Martin Schulz, vor einem Zerfall der Europäischen Union gewarnt. Das Scheitern Europas sei «das Ziel der Ultrationalisten», die «einen Sieg nach dem anderen» einfahren würden. Aber: «In der Demokratie gibt es keinen Platz für die Feinde der Demokratie.»

Ich dachte, ich hätte mich verhört, steuerte die nächste Raststätte an und ging ins Netz. Schulz hat tatsächlich gesagt, in der Demokratie gebe es keinen Platz für die Feinde der Demokratie.

Welche Kräfte er damit gemeint hat, muss derzeit nicht erklärt werden. Es versteht sich von allein: den Front national in Frankreich, die Alternative für Deutschland, Geert Wilders in Holland, die Dänische Volkspartei, die Schwedendemokraten, die «Wahren Finnen», den Vlaams Belang in Belgien, die FPÖ in Österreich und die SVP in der Schweiz. Und alle «Ultrationalisten» in Frankreich, Deutschland, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Österreich und der Schweiz, die für diese Parteien gestimmt haben. Denn wo die Demokratie aufhört, das bestimmt Martin Schulz, der Präsident des Europaparlaments. Im Namen der Demokratie, wie er sie versteht. Die Frage ist nur: Wohin mit den Feinden der Demokratie? Wollen wir sie nach Sibirien verbannen? Auf die Teufelsinsel deportieren? Irgendwo konzentrieren?

Bei Schulz muss man auf alles gefasst sein. Denn er will, er muss Europa vor dem Zerfall retten. Um jeden Preis. Was für ein Stoff! Wäre Jacques Offenbach noch am Leben, würde er sich sofort an die Arbeit machen und «König Karotte, Teil 2» komponieren.

Fein und gemein

Von Silvio Borner — Harte Verbote und von oben verordnete Planwirtschaft sind aus der Mode gekommen. Der neue, weiche Paternalismus ist aber bei näherer Betrachtung ebenso gefährlich.

In einer Marktwirtschaft gibt es für staatliche Regulierung zwei Rechtfertigungen. Erstens geht es um die Korrektur von Marktergebnissen. Klassisches Beispiel sind negative externe Effekte wie Luftverschmutzung bei der Produktion oder Abfall beim Konsum. Zweiter klassischer Grund sind Eingriffe in den Wettbewerb, wenn dieser beispielsweise «unlauter» daherkommt, durch Missbrauch von Marktmacht verfälscht oder gar durch natürliche Monopole überflüssig wird. Neu, aber besonders schlüpfrig sind Regulierungen, die auf die Entscheidungsfreiheit der Konsumenten abzielen, indem durch staatliche Vorschriften die Wahlmöglichkeiten manipuliert oder gar ausgeschaltet werden. Das kennen wir aus autoritären Systemen leider bestens.

Dieser sogenannte liberale Paternalismus ist zumindest auf den ersten Blick viel toleranter und freiheitlicher. Er will nämlich die Wohlfahrt des Einzelnen durch Befreiung von dessen eigenen kognitiven Limiten und irrationalen Fehlern vergrößern. Dabei sollen die angepeilten Verhaltensweisen nicht durch Zwang, sondern unter Wahrung der Wahlfreiheit erreicht werden. Oder anders gesagt: Diese neue Regulierungsvariante will nur dem Einzelnen von aussen helfen, seine eigenen Ziele besser zu verwirklichen, ohne ihm die Entscheidungsfreiheit (ganz) zu rauben. In Experimenten zeigen Verhaltensökonominnen auf, dass wir bei unseren Entscheidungen eben viele und erst noch systematische Fehler machen.

Aber machen denn die Moralisten, Ideologen oder Bürokraten beim Staat keine Fehler? Wir können aus unseren eigenen Fehlern – anders als im Experiment – lernen und tragen die Konsequenzen selber. Was aber, wenn sich gesellschaftliche Grosseperimente wie die Energiewende als nicht machbar herausstellen sollten?

Die «Sündensteuer»

Liberale Ökonomen wie John Stuart Mill, Friedrich August von Hayek oder Amartya Sen haben diese «Prozess-Dimension» der Entscheidungsfreiheit stets zu Recht betont. Liberal heisst hier, dass wir autonom und unbeeinflusst von den Präferenzen anderer selber entscheiden dürfen, aber auch selber die Verantwortung tragen müssen. Angeblich will auch der demokratische und liberale Paternalismus dies respektieren. Die Verhaltensziele wie etwa

Reduktion des Tabakkonsums, Stromsparen oder Zwangsvorsorge für das Alter sind demokratisch legitimiert. Und unsere Wahlfreiheit bleibt bestehen, nur dass jetzt auf gesundheits-schädlichen Produkten eine «Sündensteuer» erhoben, als Standardprodukt Öko-Strom angeboten oder die berufliche Vorsorge für obligatorisch erklärt wird. Man darf aber weiter rauchen und notfalls auch den Öko-Strom «abwählen» oder die zweite Säule partiell vorbeziehen. Doch wehe, wenn wir von diesen verbleibenden Freiheiten zu intensiv Gebrauch machen. Dann meint die Politik halt schärfer und direkter regulieren zu müssen. Drastisches Beispiel dafür ist die Bekämpfung des Rauchens, wo immer mehr Örtlichkeiten oder Werbeformen zu Verbotszonen mutieren. Oder beim Auto: Angefangen hat es mit der Pflicht, Sicherheitsgurten einzubauen, dann kam die Pflicht, diese auch zu tragen und dies alles mit automatischen Warnsignalen oder gar durch Blockierung des Motors durchzusetzen.



Zu Beginn will die Politik damit ja nur dem Einzelnen helfen, bessere Entscheidungen zu treffen, sei das nun bezogen auf die eigene Gesundheit, die finanzielle Sicherheit, die Schonung der Ressourcen oder die Verbesserung der Energieeffizienz. Aber weil die Regulatoren in der Regel noch weniger wissen können, was für uns gut oder schlecht ist, werden wir unser Verhalten meistens nicht im gewünschten Sinne anpassen. Die Regulatoren werden daher leider Gottes die Entscheidungsspielräume durch Erhöhung der Sündensteuern, durch Mengenrationierungen oder Verbote von Vorbezügen der zweiten Säule einschränken müssen!

Weil die Franchisen bei der Krankenversicherung angeblich zu Fehlentscheidungen der Versicherten oder gar zur Entsolidarisierung führen, will Bundesrat Alain Berset (SP) die Wahlmöglichkeiten einengen. Politische Versuche, Verhaltensmuster gegen die Präferenzen der Menschen zu erzwingen, müssen in einer totalen Planwirtschaft enden.

Funktionäre finden immer etwas, was noch zu perfektionieren wäre. Diese Gefahr ist bei der paternalistischen Verhaltensregulierung besonders gross, weil hier eigentlich keine Grenzen bestehen in der Art, wie die paternalistischen Gutmenschen unsere Freiheiten beschneiden müssen – zum Wohle der Menschheit oder zur Rettung vor dem Weltuntergang.

Die Nato expandiert weiter

Von *Hansrudolf Kamer* — Die Nato wird Montenegro als 29. Mitglied aufnehmen und den westlichen Einfluss auf dem Balkan festigen. Für Russland sind andere Konfliktschauplätze wichtiger geworden.



Gewissermassen unter dem Radschirm dehnt sich die Nato weiter aus. Während die allgemeine Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge gerichtet ist, hat das westliche Ver-

teidigungsbündnis soeben Montenegro eingeladen, der Allianz beizutreten. Sie hätte dann 29 Mitglieder.

Mit dem Beitritt des kleinen bergigen Landes an der Adria mit 620 000 Einwohnern werden keine strategischen Gewichte verschoben. Das montenegrinische Militär muss man mit der Lupe suchen. Das sieht man offensichtlich auch in Moskau so, obwohl sonst reflexartig mit dem Ausbruch des Dritten Weltkriegs gedroht wird, wenn die Nato wieder «näher an die russische Grenze» rückt.

Sie tut es diesmal nicht, schon aus geografischen Gründen. Doch so ganz ohne ist die Sache nicht. Die Russen versuchen seit längerem, auf dem Balkan wieder mehr Präsenz zu zeigen, allerdings nicht militärisch. Das letzte russische Kontingent ist 2003 aus dem Kosovo abgezogen. In Montenegro ist ein grösserer Bevölkerungsanteil – wohl um die vierzig Prozent – gegen einen Nato-Beitritt. Das entspricht ungefähr der politischen Spaltung des Landes – seit der Auflösung des Staatenbundes mit Serbien nach der Volksabstimmung 2006.

Die Hauptstadt Podgorica und die Adriaküste sind nationalistisch und prowestlich eingestellt. Die Bergregion im Norden ist proserbisch, orthodox und prorussisch. Das ist auch die Hochburg der Opposition gegen den Regierungschef Milo Djukanovic, einen Ex-Kommunisten, der Montenegro seit einem Vierteljahrhundert ziemlich rigoros regiert.

Dieser will sein Land im Westen verankern, wenigstens soweit sich das mit seiner Herrschaft verträgt. Seit 2010 ist Montenegro ebenfalls Kandidat für eine Mitgliedschaft in der EU. Beitrittsverhandlungen laufen seit Juni 2012.

Der jüngste Bericht der EU-Kommission über Montenegro erwähnt zwar Fortschritte bei der Bekämpfung der Korruption in der öffentlichen Verwaltung und beim Bemühen um eine unabhängige Justiz. Doch Kenner der Verhältnisse sprechen weiterhin von verbreiteter Vetternwirtschaft und einem halb-

autoritären Gebaren der Regierung, das einem westlichen Demokratie-Verständnis nicht entspricht.

An den Protestdemonstrationen Ende Oktober in Podgorica, die in Gewalttaten ausarteten, beteiligten sich nicht nur die prorussischen Nato-Gegner, sondern auch andere oppositionelle Parteien und Bürgerinitiativen. Wie es scheint, wurden die friedlichen Teilnehmer von Schlägertrupps mit Molotowcocktails «unterwandert», was wiederum Djukanovic die Gelegenheit gab, Moskau zu beschuldigen, es habe den Eklat angezettelt.

Im russischen Dunstkreis

Trotz Spannungen und balkanischen Ungewissheiten ist die Nato-Mitgliedschaft wohl beschlossene Sache und wird am Gipfeltreffen nächstes Jahr in Warschau offiziell vollzogen. Für die Nato schliesst sich an der Adriaküste eine 200 Kilometer lange Lücke zwischen den Mitgliedsländern Kroatien und Albanien. In der landschaftlich grandiosen Bucht von Kotor könnte die Marinebasis wieder aufgebaut werden, die, die einst von der jugoslawischen und vor ihr von der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte benützt worden war.

Der Westbalkan gerät langsam, aber sicher ganz unter westlichen Einfluss. Mazedonien möchte dem Bündnis beitreten, wird jedoch

durch den alten Streit um die offizielle Bezeichnung des Staates, den die Griechen am Leben erhalten, daran gehindert. Bosnien genießt seit dem Nato-Gipfel von Bukarest 2008 den Status eines Beitrittskandidaten. Doch seine innere politische Zerrissenheit behindert die Verhandlungen. Serbien ist aus Sicht der Nato ebenfalls Beitrittsanwärter. Zwar betreibt es eine Politik der militärischen Neutralität – Manöver mit den Russen, aber doch weit intensivere mit der Nato. Die Sicherheit des Kosovos schliesslich wird noch immer von der Kfor gewährleistet, einer Truppe von 4600 Mann aus 31 Ländern, die unter der Führung der Nato steht.

Die europäischen Interessensphären zeichnen sich ab. Der Balkan wird westlich, die Ukraine und Georgien dagegen, beide Nato-Aspiranten, können dem russischen Dunstkreis nicht entrinnen. Hier entsteht eine strategische Zwischenzone. Es sind weiterhin Deutschland und Frankreich, die unter Rücksichtnahme auf Russland deren Nato-Mitgliedschaft verhindern. Vor allem Georgien wäre, was die innere politische und wirtschaftliche Verfassung betrifft, inzwischen ein «besseres» Nato-Mitglied als Montenegro. Doch Geopolitik bestimmt, was in den Randzonen Europas geschieht.

Für Russland ist der Balkan ein Nebenschauplatz geworden. Moskau hat alle Hände voll zu tun. Die Ukraine ist ungleich wichtiger, und die Intervention in Syrien verläuft weitharziger, als sich das der Kremlherrscher wohl vorgestellt hat. Indem die Nato Georgien und die Ukraine nicht aufnimmt, hat Russland die Beachtung seiner europäischen Interessensphäre durchgesetzt. Das wird Putin vorerst genügen.



Manöver in den Randzonen Europas: US-Zerstörer im Hafen von Bar, Montenegro.

Mörgeli

Der Freiburger Visionär

Von Christoph Mörgeli

Jeder kennt diesen Kinderwitz: Das Mäuschen erklettert mühsam den Nacken eines Elefanten. Die andern Mäuse rufen vom Boden ihrem winzigen Kamerädchen zu: «Würg ihn, Egon, würg ihn!» Bei den letzten Bundesratswahlen verblieb der SP nur die Rolle des machtlosen Mäuschens auf dem Elefantenrücken der bürgerlichen Parlamentsmehrheit. Doch die tapferen Zurufe vom Boden stammten diesmal nicht von den Genossen. Es war die *Neue Zürcher Zeitung*, die SP-Präsident Levrat schon fast verzweifelt anspornte: «Würg ihn, Christian, würg ihn!»

Bekanntlich versumpfte Christian Levrat bei seinem Versuch, als Nachfolger von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf einen Gegenkandidaten der Mitte aufzubauen. Weil dies nicht klappte, probierte er es – gemeinsam mit CVP-Präsident Christophe Darbellay – mit dem wilden SVP-Mann Thomas Hurter. Komfortabel gewählt wurde aber Guy Parmelin vom offiziellen SVP-Ticket. Voller Erbarmen eilte die NZZ dem gescheiterten Gespann Levrat/Darbellay zu Hilfe: Einzig diesen beiden «Schlüsselrollen»-Spielern verdanke das Land den «Parmelin-Coup». Eine sie zitierende Freiburger Zeitung wurde flugs zur «Prophetin», Levrats Aussage überhöhte die NZZ als «fast visionär».

Richtig ist einzig, dass die «visionären» faktischen Wahlverlierer SP und CVP im Vorfeld der Bundesratswahlen konspiriert haben. Sie glaubten, mit ihrer Forderung nach einem bundesrätlichen Romand die SVP in eine mittlere Existenzkrise zu stürzen. Sie waren überzeugt, die Volkspartei finde das entsprechende wählbare Exemplar nicht oder werde es zumindest nicht nominieren. Pech gehabt. Mit dem dritten Romand sinken die Bundesrats-Wahlchancen von Levrat und Darbellay unter den Gefrierpunkt.

Nach seinem erfolglosen Ein-Themen-Wahlkampf («Verhindert den Rechtsrutsch!») bleibt jetzt dem gestrauchelten SP-Präsidenten einzig, dass ihn die NZZ als Visionär adelt. Visionär war wahrscheinlich sein Wahlziel von über 20 Prozent für die SP (es waren 18,8 Prozent). Visionär war wohl die (vergebliche) Verhinderung der «rechten Mehrheit» im Bundesrat. Visionär ist wohl die Abschaffung des Kapitalismus, der Armee und der inneren Sicherheit – besonders in Zeiten des Terrors. Nein, ein Visionär sieht anders aus als Levrat. Nur etwas ist gegenwärtig noch röter als die SP Schweiz: das Gesicht ihres hilflosen Präsidenten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Ueli der Fettabsauger

Von Peter Bodenmann — Der neue Finanzminister will bei den Beamten Fett absaugen. Stattdessen wird er CO₂ und Bauern absaugen müssen.



Schlüsselrolle: Bundesrat Maurer.

Der neue Finanzminister will bei den Beamten sparen, die ihre Arbeit im internationalen Vergleich gut machen. Kritische Marxisten gehen davon aus, dass der Kapitalismus das Problem der Erderwärmung nicht lösen kann. Anderer Meinung sind neu die chinesischen Kommunisten, die den undemokratischen Staatskapitalismus praktizieren. Sie haben in Paris mit unterschrieben und wollen den Anstieg der Erderwärmung auf 1,5 Grad beschränken. Können die Schweizer Skigebiete angesichts der Pariser Beschlüsse aufatmen? Bekommen die Gletscher der Alpen eine zweite Chance?

Mit Paris im Rucksack wird der Druck von Umweltverbänden und Investoren auf Länder wie die Schweiz absehbar zunehmen. Bundesrat und Parlament werden eher früher denn später handeln müssen. Ironie des Schicksals: Eine Schlüsselrolle wird dabei Ueli Maurer zukommen. Denn ohne ökologische Steuerreform wird die in Sachen Ökologie bisher mehr als träge Schweiz endgültig in Rückstand geraten. Das kann sich ein Land, das von und mit dem Export lebt, nicht leisten. Sonst verliert die Marke Schweiz – vorab für Industrie und Tourismus – jeden Wert.

Maurer wird beim Umweltschutz – wie Merz beim Steuerhinterzieher-Geheimnis – erst handeln, wenn er das Messer am Hals hat. Hoffen wir, dass man ihn nicht zuvor – wie einst Merz – wegen Stress im Insel-Spital retrofitten muss.

Nicht genug: Die USA und die EU wollen im Rahmen des TTIP-Abkommens die Zölle weiter senken. Und die zugelassenen Produkte gegenseitig anerkennen. Streitigkeiten sollen im Rahmen von geheimen Schiedsprozessen geregelt werden. Die einst stolze deutsche Sozialdemokratie hat an ihrem Parteitag diesem Abkommen mit ein paar Auflagen zugestimmt. Die deutschen Bauern, die bereits heute nur halb so viel Subventionen erhalten wie die Schweizer Bauern und auch nur halb so hohe Preise verlangen dürfen, sind in heller Panik. Sie befürchten, dass sie ihre Produktivität weiter steigern müssen. Idyllische Schweiz: Die Familien der Geschwister Parmelin bewirtschaften bisher gemeinsam lächerliche 31 Hektaren Land. Und erhalten vom Bund jeden Monat mehr als 5000 Franken Subventionen. Und für ihr Getreide pro 100 Kilo nicht 19 Franken wie der deutsche Bauer, sondern dank Zollschutz – und somit dank mehr Steuer-Staat – 50 Franken. Die Schweiz wird beim TTIP-Abkommen – wenn es denn zustande kommt – als Trittbrettfahrerin mit aufspringen müssen. Die Chance steigt, dass die grössten Profiteure der Eidgenossenschaft, die Bauern, sich dem Weltmarkt stellen müssen. So wie die Bauern in Bayern, in Tirol und im Aostatal.

Ueli Maurer muss nächstens CO₂ und Bauern absaugen müssen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Händchenhalten im Dunkeln

Von Kurt W. Zimmermann — Ist das Medienhaus Ringier noch ein richtiges Unternehmen? Im klassischen Sinne: Nein.

Beginnen wir mit einer einfachen Frage: Kann Michael Ringier noch etwas selber entscheiden, ohne dass er andere fragen muss?

Die Antwort ist ebenso einfach: Selber entscheiden kann Ringier auf dem Golfplatz und in seiner Kunstsammlung.

In seinem Unternehmen aber kann er das nicht mehr.

Nicht mehr das alleinige Sagen hat Ringier zum Beispiel bei den Zeitschriften. Seine Magazine, von der *Schweizer Illustrierten* bis *L'Hebdo*, gehören ihm nur noch zu fünfzig Prozent. Sie wurden soeben in eine gemeinsame Firma mit Axel Springer Schweiz eingebracht.

Auch bei der Vermarktung der Blick-Gruppe und den anderen Pressemarken verzichtet Ringier auf den bisherigen Alleinbesitz. Künftig gehört ihm nur noch ein Drittel davon, gleich viel wie den Partnern SRG und Swisscom. Die Wettbewerbskommission muss dieses Joint Venture noch absegnen.

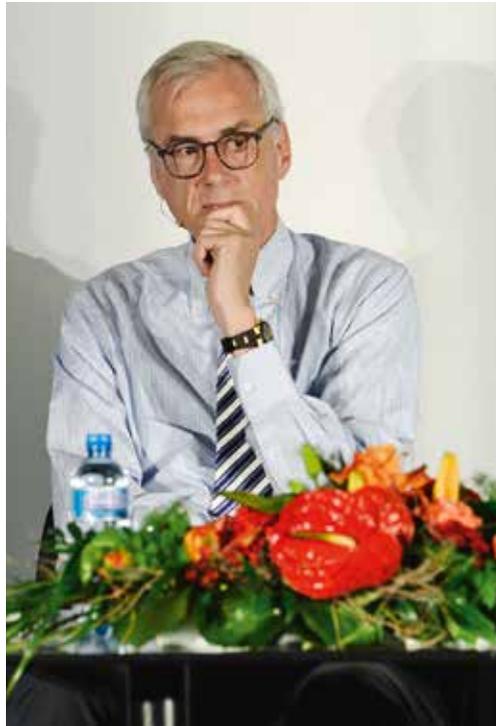
Es sind zwei Beispiele unter vielen. Ringier ist nach klassischen Kriterien kein richtiges Unternehmen mehr. Klassische Unternehmen wollen den Alleinbesitz oder zumindest die klare Mehrheit im Betrieb und in seinen Tochterfirmen. Sie wollen beherrschen. Sie mögen keine Partner, die mitreden. Typische Vertreter dieser dominanten Denkungsart sind oft Firmen, die von Familien kontrolliert werden, etwa die Swatch-Gruppe, Ems-Chemie und Roche.

Ringier tut das Gegenteil. Das Haus funktioniert nicht mehr wie ein klassisches Familienunternehmen. Man tut nichts mehr ohne Partner. Es gibt heute keinen einzigen wichtigen Firmenzweig mehr im Haus, der Ringier allein gehört.

Ringier geht nie mehr allein ins Bett.

In Ringiers Radio-Aktivität, wie beim Zürcher Radio Energy, hält die französische NRJ-Gruppe 49 Prozent. Im Internet, bei den Auto- und Immobilienrubriken in der Scout-Gruppe, werden 49 Prozent vom US-Investor KKR kontrolliert. Im Stellenmarkt, bei der Jobcloud AG, ist Konkurrent Tamedia zur Hälfte beteiligt. Das Druckgeschäft bei Swissprinters betreibt Ringier gemeinsam mit der NZZ-Gruppe. Im Eventbereich hält der Marketingkonzern Infront Sports eine hälftige Beteiligung. In Osteuropa, von Serbien bis Ungarn, liegen alle Pressetitel und Online-Sites zu fünfzig Prozent beim deutschen Axel-Springer-Konzern.

Bei einigen Aktivitäten, etwa bei den Schweizer Zeitschriften, der Scout-Gruppe



Partnernetzwerk: Verleger Ringier.

und beim Radio, hält das Unternehmen zwar noch die operative Führung. Aber letztlich ist Ringier heute eine Beteiligungsgesellschaft. Michael Ringier macht so etwas wie Private Equity.

Dieser Wandel illustriert den Wandel des ganzen Mediengewerbes. In den alten Zeiten war es herrlich. Die Leser lasen und zahlten dafür. Die Inserenten inserierten und zahlten dafür. Die Verlage hatten keinen Grund zur Partnersuche. Sie gingen allein.

Dann kam das Internet. Es erfand die Gratiskultur der medialen Zechprellerei. Erst machten sich die zahlenden Leser aus dem Staub, dann die zahlenden Inserenten. Die Branche brauchte neue Strategien und als Folge der Strategien eine andere Investitionspolitik. Oft kaufte man sich für viel Geld in neue, digitale Geschäftsfelder ein, von denen keiner wusste, ob sie jemals rentabel würden. Man splittete darum mit Partnern das Risiko.

Die Medienunternehmen waren in den letzten Jahren wie die Kinder im dunklen Wald. Sie kannten den Ausweg nicht, und es war ihnen bang. So suchten sie eine Hand, die man halten kann. Zu zweit oder zu dritt ist es einfacher im dunklen Wald.

Ringier griff im Wald nach jeder hilfreichen Hand. Man wurde dadurch von einem Unternehmen zu einem Partnernetzwerk. Händchenhalten als Lebensprinzip.

Tote Hände

Von Beatrice Schlag — Lösung eines Verkehrsproblems.

Frauen, die öffentliche Verkehrsmittel benutzen, erleben es unweigerlich früher oder später, wenn das Tram voll ist. Etwas drückt gegen ihre Hüften oder schiebt sich zwischen ihr Gesäss, was nicht mit Gedränge zu erklären ist. *Frotter*, rubbeln, heisst es in Frankreich. *Mani morte*, tote Hände, sagt man in Italien, weil die Hände scheinbar niemandem gehören. Denn wenn man sich umdreht, steht da ein Mann, der mit desinteressiertem Gesicht an die Decke starrt. Das Rezept dagegen, lehrte mich eine Italienerin, sei, auf den Boden zu sehen, den nächsten Männerschuh hinter sich ausfindig zu machen und den eigenen Absatz mit vollem Gewicht darauf zu verlagern. «Wenn du nur einen unterdrückten Schmerzenslaut hörst, hast du richtig getroffen. Heult einer wütend auf, entschuldigst du dich. Wie auch immer, die tote Hand bist du los.» Es stimmt. Die Zahl der unschuldig Getretenen ist allerdings relativ hoch, wenn es richtig ist, dass nur einer schreit, der kein totes Händchen hat.



Wer zum ersten Mal nach Mexico City kommt, staunt, dass der öffentliche Verkehr so schnell und flächendeckend ist wie in Paris oder New York und deutlich sauberer als in Rom. Nach sechs Uhr abends werden in vielen Metro-Stationen orange Plastiksperrn da aufgebaut, wo die ersten zwei Wagen halten. Ein Polizist steht vor der kleinen Öffnung in den Sperrn und weist jeden Mann weg. Denn die beiden ersten Wagen sind für Frauen und Kinder unter zwölf reserviert. Sie sind genauso überfüllt wie die Wagen dahinter. Aber die Stimmung ist entspannter. Vielleicht, weil man nicht begrapscht wird. Vielleicht, weil die Handtasche sicherer ist oder die betrunkene Frau auf dem Nebensitz selten aggressiv. Mexikos Hauptstadt ist nicht die erste, in der es Frauenwagen gibt. Es gibt sie auch in Tokio, Delhi, Kairo, Manila und anderen Städten. Erstaunlicherweise nicht in Europa. Weil wir keine Drogenkartelle haben und nicht als Macho-Länder gelten? Ich kenne keine Frau, die nach zehn gern allein S-Bahn fährt. Dabei braucht es nur Plastikblöcke und ein paar Polizisten, um das zu entspannen. In jedem Parkhaus gibt es Frauenparkplätze. Die kann man benutzen oder nicht. Dass der ÖV nichts dergleichen anbietet, riecht sehr nach Provinz.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die in Bettelbriefen beigelegten Couverts für private Korrespondenz benutzen, oder ist es besser, sie zusammen mit den Postkarten im Altpapier zu entsorgen? Leider bleibt in beiden Fällen das schlechte Gewissen.
Hans Michael Gutknecht, Ried bei Kerzers

Das schlechte Gewissen ist unnötig. Was geht hier genau vor? Jemand schickt Ihnen unerbetenmassen etwas ins Haus. Dahinter steht die Absicht, Ihnen eine Spende zu entlocken. Wollen Sie in diesem Falle nicht spenden, so heisst das keineswegs, dass Sie die Zweckbestimmung schlecht finden. Aber Ihre finanzielle Kapazität zwingt Sie, Prioritäten zu setzen. Das Geschenk – Couverts, Teebeutel, Kerzen, Notizblöckli et cetera – macht den Bettelbrief klebrig. Oft scheint es mir auch eine Verschwendung zu sein. Bettelbriefe mit Geschenk verringern meine Bereitschaft zum Spenden. Das mag bei Ihnen anders sein, aber auf jeden Fall sind Sie frei, das Geschenk auch ohne Spendeleistung zu benutzen oder zu entsorgen.

Peter Ruch, evangelisch-reformierter Pfarrer, Küssnacht am Rigi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ich hätte mehr Applaus seitens der SVP beim Abschied von Eveline Widmer-Schlumpf aus dem Bundesrat erwartet.» *Elisabeth Monika Oesch*

Mächtige Unwägbarkeiten

Nr. 50 – Berichterstattung über die Bundesratswahlen

Guy Parmelin hat als Weinbauer erfahren, wie mächtig die Unwägbarkeiten sind. In der Politik ist es ähnlich, es geht letztlich um Menschen. *Andreas Schmied, Fräschels*

Auch ich hätte mehr Applaus seitens der SVP beim Abschied von Eveline Widmer-Schlumpf aus dem Bundesrat erwartet. Immerhin dürfte es für viele das erste und einzige Erfreuliche gewesen sein, was sie von Eveline Widmer-Schlumpf in den letzten acht Jahren erfahren haben. Angemessen wäre eine Standing Ovation bis zum Ordnungsaufruf gewesen.
Elisabeth Monika Oesch, Zürich

Von der Rhetorik her hätte Herr Glättli in seiner Rede an der Bundesratswahl auf die Kanzel der frömmsten Kirche gepasst. Dieser pastorale Orgasmus war jedoch eine einzige in Zuckerguss verpackte Hasspredigt. Hass und Abscheu auf fast einen Drittel der Schweizer Bürger. Auch die Rede von Herr Nordmann war menschenverachtend. Grüne und SP haben sich wieder einmal entlarvt.

Während man früher den politischen Standpunkt ohne Aufsehen zu erregen noch frei und in Frieden äussern und diskutieren durfte, ist es heute ein Risiko, wenn herauskommt, dass man SVP-Wähler ist. Das bekommt man in der unmittelbaren Umgebung vor allem seit dem Linksputsch von 2007 immer öfter zu spüren, obwohl man bestrebt ist, mit den Mitmenschen friedfertig zusammenzuleben. Viele Leute aus dem näheren Umkreis distanzieren sich und lassen einen links liegen. Man gehört einfach nicht mehr dazu. Die Vorbildfunktion der Politiker funktioniert, leider im Negativen!

René Rohner, Pura

Der *Weltwoche* ist ein Kränzchen zu winden. Praktisch über Nacht – nach der Bundesratswahl – bereiteten ihre Journalisten die Wahl mit spannenden Kommentaren und Hintergründen auf. An Relevanz überboten sie unseres Erachtens die Berichte anderer grösserer Zeitungen wie *NZZ* und *Tages-Anzeiger* erheblich.

Etwas irritiert hat uns anfänglich der Titel «Das Chamäleon», also die Eigenschaften des neuen Bundesrates auf einen Nenner gebracht. Zu hoffen ist, dass Parmelin seine politische Einstellung unter dem Einfluss der neuen Umgebung nicht (mehr) ändert. Die Drohungen der meisten Journalisten und



«Anliegen der Bürger»: *Weltwoche*-Titel.

Politiker der anderen Parteien, dass sich die SVP ab sofort in den Kompromissmodus zurückzufinden habe, sind unnötig. Als Bürger erwarten wir vom Bundesrat inklusive Parlament, dass sie sich für die Belange unseres Landes und unserer Stimmbürger einsetzen. Die Volksabstimmungen sind vollumfänglich umzusetzen, auch wenn es den Abstimmungsverlierern und ihren Bundesräten nicht in den Kram passt. Ein Hauptanliegen an den Bundesrat und seine Verwaltungen ist auch, dass der Staat sich nicht wie ein Tatzelwurm weiter ausbreitet, vielmehr ist Verschlankepflicht.

Nach unserem Verständnis steht die SVP in der staatspolitischen Verantwortung gegenüber den Wählern, die Anliegen der Bürger zügig voranzutreiben (notfalls mit Volksinitiativen und Referenden). Sie hat nicht für grenzenlose Eintracht im Bundesrat und im Parlament zu sorgen.

Karl und Johanna Meier-Zoller, Effretikon

Warum im Abseits?

Nr. 50 – «Die Power-Agenda»; Philipp Gut und Peter Keller über Parlament und Bundesrat

Betreffend trübe Aussichten des «Abenteuers Energiestrategie» bin ich der Ansicht, dass es jetzt höchste Zeit wäre, den Atomausstieg wieder rückgängig zu machen und den Bau neuer KKW zu planen. Der «Sündenfall Atomkraft» ist schon geschehen, die Abfälle sind auch da und nicht mehr wegzuzaubern. An-

statt das Geld in den teuren Ausstieg zu stecken, wäre es sinnvoller, mit einer Vorwärtsstrategie in die Kernkraft zu investieren. Es werden neue Generationen von KKW entwickelt, für welche die Abfälle der jetzigen KKW der Brennstoff von morgen sind. Warum soll die Schweiz da im Abseits stehen? Natürlich ist das nicht so einfach, wie eine neue App für das Smartphone zu entwickeln.

Martin Steiger, Uster

Vorausgesagte Nachteile

Nr. 50 – «Lehrerinnen»;
Philipp Gut über das Bildungswesen

Dem Autor ist beizupflichten sowohl betreffend Bundesgerichtsurteil als auch bezüglich der Teilzeitstellen im Lehrer(innen)beruf. Wie in vielen andern Reformsparten haben erfahrene Lehrkräfte auch hier gewarnt und eine Aufsplitterung der Unterrichtspensen als für die Kinder nicht wünschenswert bezeichnet. Die zürcherische Bildungsdirektion wusste es besser, und bald waren schon an Primarklassen gegen zehn Lehrpersonen tätig. Natürlich stellten sich die vorausgesagten Nachteile prompt ein. Und was machte die clevere Bildungsdirektion? Statt ihren Fehler zuzugeben, erfand sie einen «Schulversuch» mit dem Ziel, die Lehrpersonen zu beschränken! Naive Leute konnte man damit vermutlich beeindrucken; wer aber auch nur ein bisschen etwas von der Materie versteht und das Geschehen verfolgt hatte, war in anderem Sinne beeindruckt: von der Verlogenheit der Bildungsdirektion!

Hans-Peter Köhli, Zürich

Von wegen «Marignano-Gen»!

Nr. 50 – «Mausefalle «Baur au Lac»»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Mit Recht mokiert sich der Autor über die knieweiche Haltung schweizerischer Organe gegenüber dem Weltpolizisten USA. Dieses Vorgehen, so der Autor, erinnere an Marignano, wo auch geschlagene Schweizer aus «grenzenlosem Opportunismus» einen «Subordinationsvertrag mit Frankreich unterschrieben» hätten. Das sei halt das «Marignano-Gen» der Schweizer. Da haut Herr Bodenmann wieder mal mit seinem populistischen Zweihänder in die Runde. Aus blindem Hass gegenüber einer unabhängigen Schweiz unterläuft dem Dialektiker ein Denkfehler: Vor dem Frieden hatte nämlich ein äusserst harter Kampf stattgefunden, und der Rückzug verlief geordnet. Was ist aber im heutigen Bundesbern festzustellen? Nichts von «battaglia dei giganti», eher ein Scheingefecht von Angsthasen gegenüber einem mächtigen Gegner. Allerhöchstens Ueli Maurer als Markus Röist. Tatsache ist: Nur hartes Kämpfen ringt einem Gegner Respekt ab und bietet eine Chance für Erfolg und Frieden. So bei Franz I., dem US-Imperialisten und EU-Hegemon. Von we-

gen «Marignano-Gen»! Leider nichts davon vorhanden! *Christoph Baumann, Stäfa*

«Ich bin nicht Schiller»

Nr. 50 – «Unsere Bücher des Jahres»;
Roger Köppel über «Wilhelm Tell»

Ich bin begeistert, dass Sie uns *Weltwoche*-Lesern als Lektüre den «Wilhelm Tell» empfehlen. «Wer die Schweiz verstehen will, sollte den Deutschen Schiller lesen.» Der Ratschlag erquickt mich umso mehr, als ich dem Durchschnittsbibliophilen, dem eidgenössischen Patrioten, dem Freidenker und Freiheitsstreber, dem hochmusikalischen Ohrwurm-Fetischisten, dem Wortwitz-Freak und Bonmotsammler et cetera die pikante Tatsache voraus habe, dass Schiller mit meiner Mutter den pittoresken schwäbischen Geburtsort teilt. Ich bin also Ur-Aarau und ein Semisecondo der eingebildeten Art zugleich, der sich, um das Ganze noch abzuschmecken, darüber hinaus damit brüsten kann, dass besagte Mutter am besagten Ort, Marbach am Neckar mit Namen und heute nicht von ungefähr Sitz des Deutschen Literaturarchivs, im wichtigsten Gasthof aufgewachsen ist, dem «Schillerhof» am Marktplatz. Als Max Frisch begänne ich demzufolge mit Fug meinen Schlüsselroman zur Identitätsproblematik zwangsläufig mit dem noch eine Spur vielsagenderen Satz: «Ich bin nicht Schiller.» *Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil*

Vogelschau statt Froschperspektive

Nr. 49 – «Generation haltlos»;
Alex Baur über die achtziger Jahre

Die Abrechnung mit der achtziger Bewegung, welche der Autor ausgearbeitet hat, war schon lange fällig. Treffender könnte sie nicht sein – auch die eingefügten Fotos. Der Text wirkt echt, denn da steckt offensichtlich Insiderwissen drin und Selbsterlebtes. Er ist vielfältig und spricht zahlreiche in den 80er Jahren relevante Themen an; welch umfassendes Erinnerungsvermögen! Im Text stehen zahlreiche Pointen und Sentenzen, welche sich alle durchaus auf einem Kalenderblatt sehen lassen könnten.

Walter Aeberli, Zürich

Ihr Essay hat mich beeindruckt. Er ist ein grosser Wurf – scheinbar mit lockerer Hand hingeworfen (was er vielleicht auch ist), doch tiefgründig, analytisch scharf und genährt aus Eigenem, kritisch aufgearbeitet. Sie haben die damaligen Ereignisse (welche mich als Ausenstehenden befremdet haben) in einen umfassenden Zusammenhang gestellt und verständlich gemacht, welche Nachwirkungen diese scheinbar sinnlose, destruktive Bewegung bis heute hat. Die gegenwärtige Unfähigkeit im politischen Milieu, in einen Dialog zu treten, und die Stigmatisierung (vor allem im linken Milieu) dessen, was mit dem eigenen Credo

nicht korrespondiert, wurzelt in jener Phase, in der alles Herkömmliche (gut oder schlecht) heruntergemacht wurde. Schade, dass diejenigen, welche in ihren Denkschemata gefesselt sind, diese andere Seite nicht zu reflektieren vermögen. Dieser Selbstschutz ist verständlich. Indem Sie sich in Ihrem Essay in einem gewissen Sinn entblösst haben, sind Sie auf eine andere Ebene gelangt – von der Froschperspektive zu einer Vogelschau. *Urs Kägi-Romano, Wildhaus*

Korrigenda

In der vorletzten Ausgabe berichtete die *Weltwoche* über die Vergabe eines Kulturpreises der Stadt Zürich an den städtischen Angestellten Mathias Ninck. Dieser hatte zuvor schon den Zürcher Journalistenpreis erhalten. Allerdings nicht, wie wir geschrieben haben, für einen Bericht in der *NZZ am Sonntag*, sondern für einen *Magazin*-Artikel. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



CRESTA
PALACE

Echt Ferien

SKI-(S)PASS CHF 35.–

1200 qm Wellness Bereich mit Panorama Pool und Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.

7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1148.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 35.– pro Person/Aufenthaltsstag



CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch
Annegret und Kai W. Ulrich

Die Ökonomie des Spendens

In der Weihnachtszeit haben die Hilfswerke Hochsaison, der Kampf um den begehrten Spendenmarkt Schweiz ist hart.

Von Beat Gygi

Die Zeit vor Weihnachten bringt Milde, Lockerheit und Freigebigkeit, vielleicht Ausgelassenheit in Alltag und Geschäftsleben. In den Läden erinnert die Hintergrundmusik mit süssen Melodien daran, dass man ans Einkaufen der Geschenke denken sollte. Fernsehwerbung und Zeitungsinserate bringen so viele Bilder von Geschenken, üppigem Essen und Trinken, dass man spürt: Es steht eine Ausnahmesituation bevor, auf breiter Front ist nun Zuwendung und Nächstenliebe geboten. Die Weihnachtsbeleuchtung in den Städten wirkt wie eine offizielle Aufforderung, sich mit der allgemeinen Festtagsstimmung gleichzuschalten.

Nur die Jahresend-Hektik am Arbeitsplatz steht noch in Konkurrenz zur vielfach geforderten umsichtigen und ruhigen Weihnachtsvorbereitung. Immerhin gibt es das Zauberwort Geld, das als altbewährtes Tauschmittel auch solche Spannungen lösen kann. Und die Jahreszeit ist günstig. Irgendwann im Dezember zeigt der Computer an, dass der dreizehnte Monatslohn auf dem Bankkonto eingetroffen ist, das bringt einen automatisch in eine Stimmung, in der man gerne zu Geldzahlungen Zuflucht nimmt, um einiges gutzumachen. Weihnachten kann kommen.



Sozial erwünschte Antworten: Professor Purtschert.

Genau in diesen Tagen bringt die Post ein Dutzend Briefe von Hilfswerken und gemeinnützigen Organisationen, die darlegen, wie sie benachteiligten Menschen helfen wollen. Da wird ausgemalt, welche Verbesserungen eine Spende von hundert Franken brächte, würde dieser Betrag in die Bekämpfung von Krankheiten, die Ausbildung von Kindern, in das Pflanzen von Bäumen, eine Wasserversorgung oder ein Spital in einem Entwicklungsland investiert. Da kann man doch nicht kalt bleiben. Vielleicht trägt die Berieselung durch das Staatsradio mit dem Slogan «Jeder Rappen zählt» auch dazu bei.

Ehefrau voll auf der Höhe der Ökonomie

So nimmt man sich am Sonntag zu Hause Zeit, um die verschiedenen Bettelbriefe durchzugehen. Einige wandern ungeöffnet ins Altpapier, was schon ein wenig ein schlechtes Gewissen weckt, weil damit ja ganze Kalender oder Büchlein weggeworfen werden. Sechs oder sieben Umschläge jedoch werden näher angeschaut. Die Ehefrau will dieses Jahr wiederum die gleichen fünf Institutionen mit einer Spende berücksichtigen wie letztes Jahr. In fast entschuldigendem Ton meint sie, das sei eben ihre Überzeugung, auch wenn so etwas aus ökonomischer Sicht wohl wenig stichhaltig sei und solche Spenden dem Ehemann und Ökonomen abwegig erscheinen dürften.

Das ist ein Missverständnis. Sie ist voll auf der Höhe der Ökonomie. Spenden ist im Prinzip eine wirtschaftlich fundierte und vernünftige Angelegenheit. Das zeigt sich zunächst einmal an den Summen, die über freiwilliges Geben und Nehmen umverteilt werden, aber auch daran, dass dieses Geld grossenteils über Märkte von den Spendern zu den Empfängern geleitet wird. Und die Weihnachtszeit ist die Hochsaison für den Spendenmarkt, in diesen paar Wochen ziehen die Organisationen alle Register, um an Spendengelder zu kommen. Die Saisonalität ist ganz ähnlich wie beim Einzelhandel, der in der Weihnachtszeit eine Umsatzspitze hat.

Der Spendenmarkt Schweiz erbrachte im Jahr 2014 laut Schätzungen der Stiftung Zewo rund 1,7 Milliarden Franken Spenden. Die Grafik 1 zeigt, dass er seit langem nur schwach am Wachsen ist. Dabei ist freilich im Auge zu behalten, dass die Schätzer als Branchenangehörige ein Interesse daran haben, auf ein mög-



Spender denken durchaus auch an sich selber:

lichst hohes Volumen zu kommen, und beim Durchführen der Umfrage wohl tolerant waren gegenüber sozial erwünschten Antworten. Robert Purtschert, emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Freiburg und Spezialist für Fundraising und Non-Profit-Organisationen, ist der Ansicht, dass das tatsächliche jährliche Spendenvolumen wahrscheinlich in der Nähe von 1,2 Milliarden Franken liegt. Purtschert betont auch, dass lediglich etwa die Hälfte der Bevölkerung in ihrem Leben je etwas spende, dass also die andere Hälfte quasi nicht ansprechbar sei dafür.

Laut den Zewo-Erhebungen stammen zwei Drittel der gesamten Spenden von privaten Haushalten. Mit gebotener Vorsicht kann man daher sagen, dass pro Jahr vielleicht gegen eine Milliarde an Spendengeldern von normalen Leuten, also sozusagen von Herzen, kommt. Dies gilt vor allem auch für die privaten Kleinspenden, die mit knapp 350 Millionen Franken 2014 das grösste Segment darstellten und um 15 Millionen über dem Vorjahreswert lagen. Der Rest, also etwa eine halbe Milliarde Franken,



Bundespräsidentin Sommaruga in der Glasbox von «Jeder Rappen zählt», 10. Dezember 2015.

wurde von Institutionen und Firmen beigesteuert. Da stiegen die Zuwendungen von Stiftungen, Kirchen oder der Glückskette auf den Höchststand von 260 Millionen Franken.

Der Schweizer Spendenmarkt zählt zu den lukrativsten der Welt, das kleine Land ist im internationalen Vergleich auf dem zwölften Platz, was die absolute Spendensumme anbelangt. Und wenn man berücksichtigt, dass jeder Haushalt im Durchschnitt etwa 700 Franken pro Jahr für wohltätige Zwecke spendet – dies laut den wahrscheinlich hoch gegriffenen Zewo-Zahlen –, dann steht die Schweiz weltweit an der Spitze, weit vor den USA, deren Bevölkerung gemeinhin als spendabel gilt. Purtschert weist darauf hin, dass ein grosser Teil der Spenden in den USA an Kirchen gehe. In der Schweiz dagegen laufe die Kirchensteuer parallel zum karitativen Markt über staatliche Kanäle und komme praktisch auf das Volumen des privaten Spendenaufkommens.

Aber was heisst eigentlich spenden? Das bedeutet im Prinzip Geld weggeben für einen wohltätigen Zweck, aus Sicht vieler Spender

könnte man auch sagen: Geld weggeben für praktisch nichts. Der Spender macht sich selbst ärmer und jemand anderen reicher. Das erscheint auf den ersten Blick ziemlich unvernünftig und verträgt sich schlecht mit dem nüchternen Abwägen von Vor- und Nach-

Die Hilfswerke geben den Leuten mit dem *warm glow* einen kleinen Ofen, der das Gemüt wärmt.

teilen, mit dem Verhalten, das ganz normale Menschen im Alltag zeigen. Warum soll an die Stelle des normalen Eigennutzes nun plötzlich die Selbstlosigkeit treten? Ist der Mensch für ein paar Minuten ein anderes Wesen, wenn er auf dem Einzahlungsschein des Hilfswerks 100 oder 500 Franken einsetzt?

Das wäre keine überzeugende Erklärung des menschlichen Verhaltens, denn dann müsste man ja auch vorhersagen können, wann die Menschen von «vernünftig» auf «unvernünftig» umschalten und wann sie wieder in den

Normalzustand zurückkehren. Selbstlosigkeit bedeutete auch, dass Menschen nur für alle anderen, also nur für die Allgemeinheit und nicht für sich selber, schauen würden, wenn es um die Frage geht, ob sie Teile ihres Vermögens weggeben wollen.

Aber Spender denken durchaus an sich selber. Spenden ist gesellschaftlich angesehen, weil es die Ungleichheit der Einkommens- und Vermögensverteilung verringert. So bringt ein freiwilliger Geldtransfer von Reich zu Arm gesellschaftliches Prestige. Am besten geht das natürlich, wenn alle dabei zusehen. Aber selbst wenn die Spende anonym und diskret bezahlt wird, hat der Spender einen Nutzen davon, weil er als Mensch das angenehme Gefühl erhält oder sich zumindest einreden kann, er habe Gutes getan. Unter Ökonomen ist dies seit langem unter dem Titel *warm glow* bekannt. Spenden erzeugt ein warmes Gefühl.

Aus dieser Sicht bringt schon allein die Handlung des Spendens einen Nutzen und damit eine Gegenleistung, ohne dass man gross darauf schaut, welche Wirkung mit dem Geld erreicht wird. Kenner der Branche nennen dies bisweilen etwas pointiert Ablasshandel. Die Hilfswerke nehmen von den Leuten Geld entgegen und geben ihnen dafür mit dem *warm glow* quasi einen kleinen Ofen, der das Gemüt wärmt. Die Herausforderung für die Hilfswerke besteht heute darin, in einem mehr oder weniger stagnierenden Markt die Nachfrage nach solchen kleinen Öfen möglichst hochzuhalten.

Outsider sind am Angreifen

Im Prinzip haben sie die gleichen Anreize wie Firmen, die sich in einem kaum wachsenden Markt ihren Anteil sichern und sich gegen Eindringlinge verteidigen wollen. Die Hilfswerke sprechen sich ab über Mengen und Preise ihrer Produkte und schliessen sich zu einem Klub namens Zewo zusammen, der all jene ausschliesst, die sich nicht den Absprachen anschliessen. In der Grafik 2 ist dargestellt, wie sich die Spendenvolumen der Zewo-Mitglieder und der Aussenstehenden aufteilen, die Insider haben seit langem gut die Hälfte des Marktes in der Hand.

Aber die Outsider sind quasi am Angreifen. Etliche treten mit anderen Geschäftsmodellen als dem *warm glow* auf. Sie versuchen den Spendern eine andere Gegenleistung zu geben als den kleinen, warmen Ofen. Die Alternative zum Ofen ist sozusagen der Hebel. Mit ihren Angeboten geben diese Organisationen den Spendern das Gefühl, sie könnten den Gang der Dinge in der Welt beeinflussen, die Welt verbessern. Sie geben ihnen bildlich einen Hebel in die Hand, damit sie etwas verändern können. Ökonomisch ausgedrückt, kann man auch sagen, dass die Spender auf diese Weise öffentliche Güter bereitstellen, die unter normalen Marktbedingungen nicht erbracht wer-

Regulierung

Intensive Absprachen

Der Schweizer Spendenmarkt wird von der Stiftung Zewo kontrolliert.

Der schweizerische Spendenmarkt ragt im internationalen Vergleich heraus, weil pro Haushalt mehr gespendet wird als in den anderen Ländern. Die Schweiz sticht auch weltweit heraus, wenn es darum geht, den Zugang zum Spendenmarkt zu kontrollieren. Über 500 karitative Organisationen in der Schweiz haben sich in der Stiftung Zewo zusammengetan, um sich eine Art Selbstregulierung aufzuerlegen. Im Prinzip geht es um eine Koordination der Branche, dies mit Hilfe einer ganzen Sammlung horizontaler Absprachen zwischen den Organisationen, die bei der Zewo mitmachen. Stiftungszweck der Zewo – die bis 2001 ein Verein war – ist laut Statuten «die Förderung der Transparenz und Lauterkeit gemeinnütziger, Spenden sammelnder Organisationen gegenüber der Öffentlichkeit zum Schutz der privaten gemeinnützigen Tätigkeit». Zu den wichtigsten Tätigkeiten zählt die Verleihung des Zewo-Gütesiegels für gemeinnützige Organisationen. Dieses werbewirksame Label soll Gewähr dafür bieten, dass die damit versehenen Organisationen den Zewo-Ansprüchen punkto Lauterkeit, Effizienz und Transparenz genügen. Verlangt wird etwa, dass die Organisation gemeinnützig ist, also etwas tut, was «letztlich allen zu Gute kommt». Zugelassen sind soziale, humanitäre und soziokulturelle Aufgaben, aber auch Umwelt-, Arten- oder Tierschutz. Reine Selbsthilfeorganisationen gelten nicht als gemeinnützig. Und Patenschaften, bei denen Spender ein einzelnes Kind unterstützen, sind für die Zewo «aus entwicklungspolitischer und ethischer Sicht problematisch». Organisationen wie World Vision oder Plan International erhalten das Gütesiegel nicht. Die in der Zewo koordinierten Absprachen zum Spendenmarkt sind eindrücklich, etwa das Reglement über die Sammlungstätigkeit. Neben Vorschriften zu Lauterkeit, Ethik, Wirtschaftlichkeit oder Schutz von Spendern und Daten geht es auch ums zeitliche Abstimmen der Sammeltätigkeit. Die Zewo erstellt einen schweizerischen Sammlungskalender, in dem die überregionalen und nationalen Sammelaktionen koordiniert werden, und jede Organisation erhält maximal drei Termine pro Jahr. *Beat Gygi*



Umsatzspitze in der Weihnachtszeit: Andacht im Spital «Sune-Egge» von Pfarrer Sieber.

den, weil ohne Aussicht auf Renditen niemand in die Allgemeinheit Geld investieren will.

«Du kaufst eine Kuh», «Du kaufst einer Familie für einen Monat das Essen», «Du kaufst einem Kind die Ausbildung» oder «Du kaufst einer Familie für ein Jahr medizinische Leistungen», dies seien griffige Umschreibungen für das, was man mit Spenden kaufen könne, sagt Patrick Cotting vom Beratungsunternehmen CCI Cotting. Mit solchen Modellen suchen karitative Organisationen jene

Die höchste Rendite, übers Ganze betrachtet, bringen Investitionen in Mädchen und Frauen.

Spender anzusprechen, die genauer wissen wollen, was mit dem Geld geschieht. Diese ergebnisorientierten Spendewilligen werden nach Cottings vor allem bei den jüngeren, wohlhabenderen Generationen zahlreicher. Das könne so weit gehen, dass ein Spender, wie ein Investor, eine messbare soziale Rendite auf seinem «eingesetzten Kapital» sehen wolle.

Die Herausforderer am Schweizer Spendenmarkt sind vor allem internationale Organisationen wie etwa die rasch wachsende, auf Patenschaften für Kinder spezialisierte World Vision, die auf eine jährliche Spendensumme von etwa 2,5 Milliarden Dollar kommt. Kinderpatenschaften werden von der Zewo nicht anerkannt. Andreas Herbst vertritt als Geschäftsführer des Schweizer Teils der international tätigen Plan International ein ähnliches Geschäftsmodell. Die Organisation bietet Einzelpatenschaften für Kinder an, wobei die Spezialisierung noch weitergeht: Man konzentriert sich auf die Förderung von Mädchen.

Herbst legt dar, dass die Investitionen in Mädchen und Frauen in Entwicklungsländern, etwa in Gesundheit und Bildung, übers Ganze betrachtet die höchste Rendite brächten, wenn es um die Verringerung der Armut geht. Mit diesem Argument der möglichst grossen wirtschaftlichen Wirkung bei einem öffentlichen Gut werden solche Bildungs- und Mädchenförderungsprogramme auch an Firmen wie Banken oder Versicherer verkauft, die typischerweise Programme zur sozialen Verantwortung des Unternehmens am Laufen haben und entsprechende Investitionen tätigen und vorweisen müssen. Die Institution Plan liefert damit der Bank quasi den Nachweis, dass diese Hebel in Bewegung setze, um die Welt zu verbessern.

Druck auf traditionelle Hilfswerke wächst

Der Ansatz lässt sich ausdehnen, etwa auf Umweltprojekte oder die Förderung demokratischer Institutionen. Von solchen Geschäftsmodellen, in denen die karitativen Organisationen vor allem Dienstleister, ja eine Art Zulieferer für Unternehmen sind, erwartet Herbst eine zügige Entwicklung. Wenn sich dies bestätigt, wird der Druck auf die traditionellen Hilfswerke zunehmen. Deren Kosten zum Akquirieren von Spendern sind schon seit einiger Zeit am Steigen.

Laut Purtschert kann es gut sein, dass kleinere Organisationen zumindest am Anfang gegen fünfzig Rappen einsetzen müssen, um einen Spendenfranken zu gewinnen. Und bei Spenden mit mehrjähriger Laufzeit können die Akquisitionskosten durchaus einen oder zwei Jahresbeiträge aufzehren, das ist Ausdruck des begehrten Spendenmarktes Schweiz. Klar, die einheimischen Hilfswerke haben den Vorteil der «Swissness», viele Spen-

Zunehmende Freigebigkeit

Spendenvolumen in der Schweiz, in Millionen Franken (Hochrechnung)



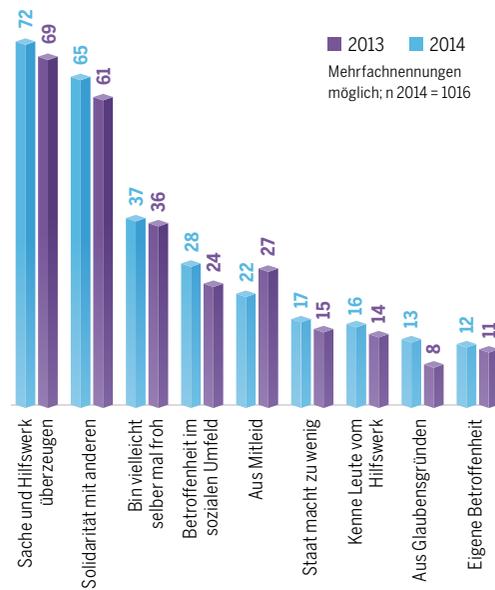
Ab 2013

Spendeneinnahmen mit leicht veränderter Definition der Einnahmekategorien

QUELLE: ZEWO

Aus Überzeugung

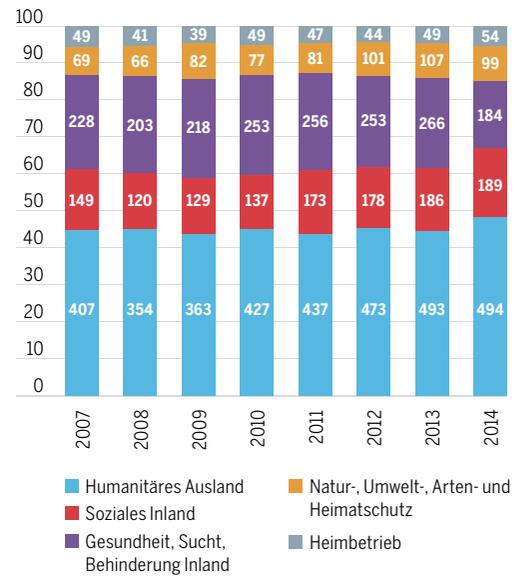
Gründe fürs Spenden 2013 und 2014, in Prozent



QUELLE: HGFS

Das Inland steht im Vordergrund

Spendeneinnahmen nach Themenbereichen, in Prozent der Gesamtsumme



QUELLE: ZEWO

Traditionelle Kräfte beherrschen den Schweizer Spendenmarkt.

der wollen ihr Geld in der Schweiz angewendet wissen, und viele spenden für das, was sie persönlich betreffen kann. So sind laut Purtschert die Krebsliga und die Schweizer Berghilfe in der Spendergunst seit langem an der Spitze der Rangliste.

Wie soll man als Laie denn spenden, wenn man auf diesem Weg etwas Gutes tun möchte? Purtschert meint, dass es auf jeden Fall nicht gut sei, die Spenden immer wieder anderen Hilfswerken zu geben. Die erste Spende verursache immer hohe Unkosten für die

Aufnahme der Adresse und anderen Verwaltungsaufwand. Eine Rotation der Empfänger, wie sie bei vielen Leute beliebt sei, sei betriebswirtschaftlich brutal. So produziere man nur Kosten, profitieren könne lediglich die Post. ○

HUBLOT



**BIG BANG UNICO
FULL MAGIC GOLD**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • GSTAAD • LUZERN
ZURICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i



Sympathie von allen Seiten: neuer Bundesrat Parmelin.

SVP-Sünneli über der Romandie

Wer glaubt, mit Guy Parmelin das geringste aller Übel gewählt zu haben, dürfte sich geirrt haben. Der Waadtländer wird der SVP in der Romandie einen ungeheuren Schub geben. Das machiavellistische Kalkül von Stratege Toni Brunner ist damit voll aufgegangen. *Von Marc Comina*

Freude herrscht. Sogar jene, welche die SVP verabscheuen, freuten sich am 9. Dezember über die Wahl von Guy Parmelin. Sie glaubten, die Strategie der Parteileitung vereitelt und den Blocher-Zögling Thomas Aeschi verhindert zu haben. Sie freuten sich darüber, einen Volksparteiler in den Bundesrat befördert zu haben, der als harmlos eingestuft wird. Doch manchmal täuscht der Eindruck. Vor allem in der Westschweiz dämmert dem einen oder andern, dass man in eine Falle getappt sein könnte, dass man der verhassten SVP womöglich mit Thomas Aeschi mehr geschadet hätte.

Nein, Sie werden von mir nicht lesen, dass Guy Parmelin ein sehr viel besserer Politiker sei als angenommen, dass sich hinter seiner Freundlichkeit das Charisma eines echten *bête politique* verstecke, dass er sein wahres Gesicht im Nationalrat während dreier Legislaturen verborgen habe, um den Wählbaren zu mimen

und um hernach mit doppelter Wucht zu zeigen, aus welchem Holz er wirklich geschnitzt sei. Ich werde Ihnen auch nicht erzählen, dass Guy Parmelin ein ganz anderer ist als der nette Mann, den die Medien in den letzten Monaten in zahllosen Porträts beschrieben haben. Und trotzdem – ich könnte mir gut vorstellen, dass die SVP-Verabscheuer, die Guy Parmelin am Ende zum Sieg verholfen haben, dies eines Tages noch bereuen werden.

Zehn bis fünfzehn Jahre im Hintertreffen

Man muss sich nur kurz in die Lage der SVP in der Westschweiz versetzen. Im Durchschnitt erhält die Partei auf meiner Seite der Saane 21 Prozent der Wählerstimmen, auf Ihrer Seite sind es aber 32 Prozent. Diese riesige Lücke kommt nicht von ungefähr. Es gibt in der Schweiz zwei verschiedene SVP. Etwas vereinfacht gesagt: In der Romandie sind wir in diesem Punkt zehn bis

fünfzehn Jahre im Hintertreffen. Was die SVP heute für uns bedeutet, ist für Sie längst Vergangenheit. In der Westschweiz ist die SVP im Jahr 2015 immer noch des Teufels. Für Blocher zu stimmen, das ist etwa so, als würde ein Franzose Le Pen wählen – den Vater vor ein paar Jahren, heute dessen Tochter. Abgesehen von ein paar tausend eingeschriebenen Parteimitgliedern, würde niemand es wagen, sich auf diese Partei zu berufen. Das wäre zu peinlich. Die SVP verkörpert hier für viele so ziemlich alles, was man auf dieser Welt hassen kann und muss. Meine beiden Söhne zum Beispiel – sie sind dreizehn und fünfzehn Jahre alt – diskutieren gerne mal über Politik. Doch für die drei vermaledeiten Buchstaben haben sie nur Grimassen übrig. So haben sie es offensichtlich in der Schule gelernt.

Der Waadtländer Freisinnige Pascal Broulis war Kandidat für den Bundesrat, der Waadtländer Sozialist Pierre-Yves Maillard ebenso. Beide

schafften es nicht, aber selbstverständlich genossen sie beide die bedingungslose Unterstützung der kantonalen Presse, angeführt von *24 heures* (Tamedia). Mit flammenden Leitartikeln warben die gleichen Blätter ebenso für den rechten wie für den linken Kandidaten, sie beschworen die absolute Notwendigkeit, einen Waadtländer in die Landesregierung zu wählen. Bei Guy Parmelin funktionierte der patriotische Reflex nicht. Es gab kein Medium, das für ihn gekämpft hätte. Vielmehr mäkelte man, er würde die Interessen der Genferseeregion zu wenig vertreten. Einen SVP-Kandidaten zu unterstützen, das ist für einen Journalisten diesseits der Saane schlicht unvorstellbar.

Das akuteste Problem der SVP in der Romandie ist der Nachwuchs. Er existiert schlicht und einfach nicht. Die Stammwähler werden älter und die Bauern immer weniger. Die SVP hat zwar eine treue Wählerschaft, aber ohne Wachstumspotenzial. Welch ein Kontrast zur Deutschschweiz, wo die Volkspartei neben der historischen Klientel längst Unternehmer, Universitätsprofessoren, junge Idealisten, Urbane, bekennende Homosexuelle und sogar einen berühmten Journalisten in ihren Reihen hat. In Zürich bietet die SVP für ehrgeizige, bürgerlich gesinnte junge Karrieristen eine Perspektive. In Lausanne und Genf würde man seine Laufbahn ruinieren, wenn man sich der hässlichen SVP in die Arme wirft. Das katastrophale Image der

SVP wird sich mit der Wahl von Guy Parmelin nachhaltig ändern. Es liegt weniger am Mann als an seiner Funktion. Bundesrat Parmelin wird die Schweiz in der Welt vertreten. Auch er wird einmal Bundespräsident werden, und wir werden ihn entsprechend feiern. Nach ein paar Jahren wird er vom Verteidigungsministerium in ein renommiertes Departement wechseln. Überall werden die Scheinwerfer und Mikrofone auf ihn gerichtet sein, und sie werden ihre Langzeitwirkung entfalten.

Perfekte Besetzung

Bundesräte sind allgemein beliebt in der Schweiz, und die Sympathien, die Guy Parmelin, der erste SVP-Bundesrat der Romandie überhaupt, auf sich zieht, werden auf seine Par-

In der Westschweiz ist die SVP im Jahr 2015 immer noch des Teufels.

tei abfärben. Für diese Rolle ist der umgängliche Guy Parmelin die perfekte Besetzung. Die Menschen werden aufhören, bei den drei Buchstaben SVP instinktmässig die Nase zu rümpfen, die Partei wird salonfähig. Das geschieht natürlich nicht über Nacht. Aber Parmelin hat Zeit, mindestens ein Jahrzehnt lang, das einem Schweizer Bundesrat in der Regel zusteht.

Stellen Sie sich dagegen vor, Thomas Aeschi wäre gewählt worden. Es wäre ein richtiges Freudenfest für die SVP-Hasser geworden. Spätestens seit dem Versuch mit Christoph Blocher im Bundesrat muss jeder begriffen haben, dass ein Mann allein gar nichts verändern kann in dieser gutgeöhlten Maschinerie. Und was Blocher nicht schafft, wäre einem 36-jährigen Bürschchen erst recht nie gelungen. Stellen Sie sich vor, Aeschi hätte ernsthaft versucht, den Bundesrat zu blocherisieren – die Bundesversammlung hätte ihm nach vier Jahren den Tritt in den Hintern gegeben. Und dies mit dem Segen des Volkes, welches, wie wir mittlerweile wissen, keine schwarzen Schafe in der Landesregierung mag.

Hand aufs Herz – was hätten die SVP-Gegner vom Zuger zu befürchten gehabt? Seine akademischen Qualifikationen? Sein ökonomisches Fachwissen? Seine Weltoffenheit, seine Mehrsprachigkeit, seine perfekten Englischkenntnisse? Toni Brunner hat mit seinem Dreierticket Aeschi-Parmelin-Gobbi seinen politischen Gegnern eine machiavellistische Falle gestellt – und sie sind hineingetappt. Ich würde darauf wetten: Guy Parmelin wird ein beliebter Bundesrat – doch am allermeisten wird er seiner Partei nützen.

Marc Comina ist Kommunikationsberater und lebt in Lausanne.



- Konferenzzentrum mit Weitblick
- Treffpunkt für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft

Die Muslime in der Schweiz – und ihre Integration

Wie leben die Menschen mit muslimischem Hintergrund in unserem Land?

Dienstag, 19. Januar 2016, 17.30 bis 19.30 Uhr

Die dramatischen Ereignisse in Irak, Syrien, Libyen und Nigeria haben die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf den Islam und die Muslime gelenkt, vor allem wegen der Tendenz zur Radikalisierung mit ihren schrecklichen Folgen. Wie steht es um die Befindlichkeit der Muslime in der Schweiz? Welche Wertekonzepte leben sie? Wie stellen sie sich zu unserem Rechtsstaat? Wie sieht es um deren Integration aus? Wo sind Erfolge zu verzeichnen, und wo bestehen Defizite? Unsere Veranstaltung liefert fundierte Antworten. Es referiert die Islamwissenschaftlerin **Esma Isis-Arnautovic** vom Schweizer Zentrum für Islam und Gesellschaft an der Universität Fribourg.

Weitere Anlässe in dieser Gesprächsreihe finden am **21. März, 25. Mai, 28. Juni, 31. August und 26. September 2016** statt.

Anmeldung unter www.lilienberg.ch

Lilienberg Unternehmerforum, Blauortstrasse 10, 8272 Ermatingen, Telefon +41 71 663 23 23, Fax +41 71 663 23 24, E-Mail: info@lilienberg.ch

Jetzt kommen die Massenquartiere

Die Zahl der Asylbewerber steigt rasch. Angesichts des Zustroms sind die Behörden gezwungen, Grossunterkünfte bereitzustellen, in denen sie Hunderte Menschen unterbringen.

Von Alex Reichmuth

Rund 5700 neue Asylgesuche hat die Schweiz im November registriert. Damit kamen in einem einzigen Monat mehr als halb so viele Asylbewerber an wie im ganzen Jahr 2005 (10795 Anträge). Im Irak und in Afghanistan war damals Krieg, in vielen afrikanischen Ländern herrschten kriegsähnliche Zustände. Heute ist zusätzlich auch in Syrien Krieg. Aber der Grund warum sich der Zustrom an Asylanten innert zehn Jahren fast vervierfacht hat, liegt vor allem an der «Willkommenskultur», die im Herzen Europas zelebriert wird. Gleichzeitig sind die Grenzkontrollen in Europa weitgehend verschwunden. So fühlen sich immer mehr Menschen ermutigt, in ihr Wunschland zu reisen, in der Hoffnung auf ein besseres Leben.

Bisher haben die Schweizer Behörden die Asylbewerber überwiegend in leerstehenden Wohnungen und Häusern untergebracht. Vereinzelt wurden auch ehemalige Hotels umfunktioniert. Quartiere mit einigen Dutzend Plätzen waren die Regel. Als der Zustrom dieses Jahr zu steigen begann, eröffneten die Asylbehörden Zeltstädte und verschafften sich Zugang zu Zivilschutzunterkünften. Die Zelte müssen jetzt, Anfang Winter, geräumt werden – gleichzeitig steigen die Asylzahlen auf Rekordhöhen. Nun greifen Bund, Kantone und Gemeinden auf Fabrikareale, Messegelände, Truppenhallen und ehemalige Spitäler zurück und richten Massenquartiere ein.

Glaubenberg OW — Bereits in Betrieb ist ein Bundeszentrum im Truppenlager auf 1500 Meter Höhe. Hier leben bis zu 400 Asylanten. Sie sind zur Untätigkeit verdammt. Die Unterkunft ist von der Umwelt abgeschnitten. Wegen des Schnees kann man das Asylheim auch zu Fuss nicht verlassen. Am Wochenende organisiert der Bund jeweils Carfahrten nach Luzern.

Thun BE — Noch diese Woche geht ein Bundeszentrum auf dem Waffenplatz in Betrieb. Die Asylanten werden in zwei Panzerhallen mit total 600 Plätzen untergebracht. Im Vorfeld gab es Kritik, dass man Flüchtlinge nicht in nächster Nähe zu Kriegsmaterial unterbringen dürfe. Bei Reto Schertenleib, Präsident der SVP Thun, löst die Asylunterkunft «gemischte Gefühle» aus. Einerseits ist er froh, dass die Asylsuchenden an einem einzigen Ort untergebracht sind. Andererseits macht ihm die grosse Zahl an Asylanten Bauchweh. Eine Info-Veranstaltung ging letzte Woche ruhig



Minimum an Privatsphäre: Ikea-Häuschen.

über die Bühne. Stadtpräsident Raphael Lanz (SVP) betont, die Nutzung der Hallen als Asylheim sei auf sechs Monate beschränkt: «Ich gehe davon aus, dass der Bund dieses öffentlich abgegebene Versprechen halten wird.»

Bern — Das Zieglerspital, das seinen Betrieb im letzten August eingestellt hat, wird zu einem Bundesdurchgangszentrum umfunktioniert. Es entsteht Platz für 350 Asylanten. Die ersten sollen in diesen Tagen einziehen. Letzte Woche haben linke Aktivisten das Gebäude besetzt. Das Asylheim sei ein Ort, «wo künftig rassistische Unterdrückung stattfinden soll», liessen sie verlauten. Es gelte, daraus einen «Raum für Emanzipation» zu machen. Am Sonntag zogen die Besetzer ab.

Aarau — Der Kanton Aargau hat aus Mangel an Unterkünften bereits die unterirdischen Geschützten Operationstellen (Gops) in den Spitälern Baden, Muri und Laufenburg zu Asylheimen umgewandelt. Vor wenigen Tagen wurde nun auch die Gops des Kantons Spitals Aarau geöffnet. Sie bietet Platz für 350 Asylsuchende. Im Fall einer Katastrophe wie etwa eines Erdbebens dauert es wegen der zweckentfremdeten Belegung mehrere Stunden, bevor die Gops für Notfallbehandlungen bereitsteht.

Zürich — Die Stadt Zürich wandelt die Messehalle 9 in Oerlikon zu einer Massenunterkunft für 250 Personen um. Bezogen wird die Halle ab Januar. Grund für die unkonventionelle Lösung ist, dass der Kanton Zürich die Aufnahmequote von 0,5 Prozent der Bevölkerung auf 0,7 Prozent erhöht hat. Die Stadt Zürich muss darum kurzfristig zusätzlich 780 Personen unterbringen. Die Halle ist zweistöckig und so gross wie neun Turnhallen. Darin werden sechzig Ikea-Häuschen aufgestellt, die Asylantenfamilien ein Minimum an Privatsphäre ermöglichen sollen. Gemeinderat Christian Huser (FDP) steht den Plänen skeptisch gegenüber. In den Quartieren Oerlikon und Seebach gebe es schon drei andere Flüchtlingszentren. Zusammen mit jenen in der Messehalle-Unterkunft lebten 600 Asylsuchende in den Quartieren.

Frick AG — Der Kanton Aargau will auf dem Gelände eines ehemaligen Autobahn-Werkhofs 2016 ein Flüchtlingsdorf für 300 Bewohner einrichten. Auch hier ist vorgesehen, in zwei Werkhallen sechzig Ikea-Häuschen aufzustellen. Man habe die Pläne in Frick «nicht gerade mit Freudensprüngen» aufgenommen, sagt Gemeindeammann Daniel Suter (FDP) gegenüber der *Weltwoche*. Insbesondere sei ungewiss, wie sich die grosse Zahl an Asylsuchenden auf das Dorfleben auswirke. Frick hat rund 5000 Einwohner. Die Kommunikation zwischen Kanton und Gemeinde sei aber bislang gut gewesen, so Suter, man stehe der neuen Unterkunft darum «vorsichtig positiv» gegenüber.

Muttenz BL — In der Agglomerationsgemeinde laufen Abklärungen für das schweizweit grösste Asylzentrum: Auf dem Areal der ehemaligen Deponie Feldreben soll in einem einstigen Lastwagen-Terminal ein Registrierungszentrum mit 900 Betten entstehen. Hinter den Plänen stehen der Bund und der Kanton Baselland. Im Januar soll ein Baugesuch publiziert werden. Markus Brunner, Präsident der SVP Muttenz, zeigt sich auf Anfrage «schockiert» über die Grösse der Unterkunft: «So viele Leute. Wie soll das funktionieren?» Er schätzt, dass wegen der mutmasslich kurzen Aufenthaltsdauer pro Jahr insgesamt 12 000 Asylanten nach Muttenz kommen. Die lokale SVP werde mit einer Unterschriftensammlung versuchen, das Asylheim zu verhindern. ○

Bibliothek der Gewalt

Der Präsident der Winterthurer An-Nur-Moschee weist jede Verantwortung für das Treiben der Anhänger des Islamischen Staats (IS) in seinem Gotteshaus zurück. In der Sendung «Schawinski» des Schweizer Fernsehens stolperte er von einer Unwahrheit zur nächsten. *Von Kurt Pelda*

Sie heisst «Moschee des Lichts» und ist in den letzten Wochen ins Scheinwerferlicht der Medien geraten, weil sie als Treffpunkt von Anhängern des Islamischen Staats (IS) gilt. Die Rede ist von der Winterthurer An-Nur-Moschee. Ihr Präsident, Atef Sahnoun, wurde kürzlich in der Sendung «Schawinski» des Schweizer Fernsehens in die Mangel genommen.

Sahnouns Motto war dabei: Er wisse nichts vom Treiben radikaler Elemente in seiner Moschee, und wenn es solche Aktivitäten gäbe, dann könnte er nichts dagegen unternehmen, weil er nicht jeden Moscheebesucher kennen, geschweige denn kontrollieren könne. Auch beschränke sich seine Verantwortung auf die 700 Quadratmeter der Moschee selbst, und er könne somit nichts dafür, wenn jugendliche Moscheebesucher in der Tiefgarage unter dem Gotteshaus IS-Lieder sängen. Von den mutmasslich acht Dschihadisten aus Winterthur habe er persönlich nur drei gekannt. Für den IS seien diese aber nicht in der An-Nur-Moschee rekrutiert worden.

«Bibel» der Extremisten

Entschieden reagierte Sahnoun auf Schawinskis Frage, ob die erz-konservative Koranauslegung der saudi-arabischen Wahhabiten in der An-Nur-Moschee gelehrt werde: «Wir haben keine Wahhabiten in unserer Moschee.» Die wahhabitische Lehre kommt der Ideologie des IS am nächsten, was sich unter anderem in der kompromisslosen Durchsetzung der Scharia, des islamischen Strafrechts, mit all seinen brutalen Körperstrafen äussert. Einen wichtigen Unterschied gibt es aber: Während die Wahhabiten die Unterordnung unter das saudische Königshaus predigen, will der IS den König hinwegfegen, weil dieser bloss eine Marionette der USA sei.

Sahnoun stellte auch in Abrede, dass in der Moscheebibliothek eine französische Ausgabe der «Bibel der Wahhabiten» enthalten sei. Das «Kitab at-Tauhid» («Buch des Monotheismus») wurde im 18. Jahrhundert vom islamischen Gelehrten Mohammed Ibn Abd al-Wahab verfasst, dem Begründer des Wah-

habismus, der heute in Saudi-Arabien Staatsreligion ist. Diese «Bibel» des Wahhabismus stellt auch den Grundpfeiler der IS-Ideologie dar.

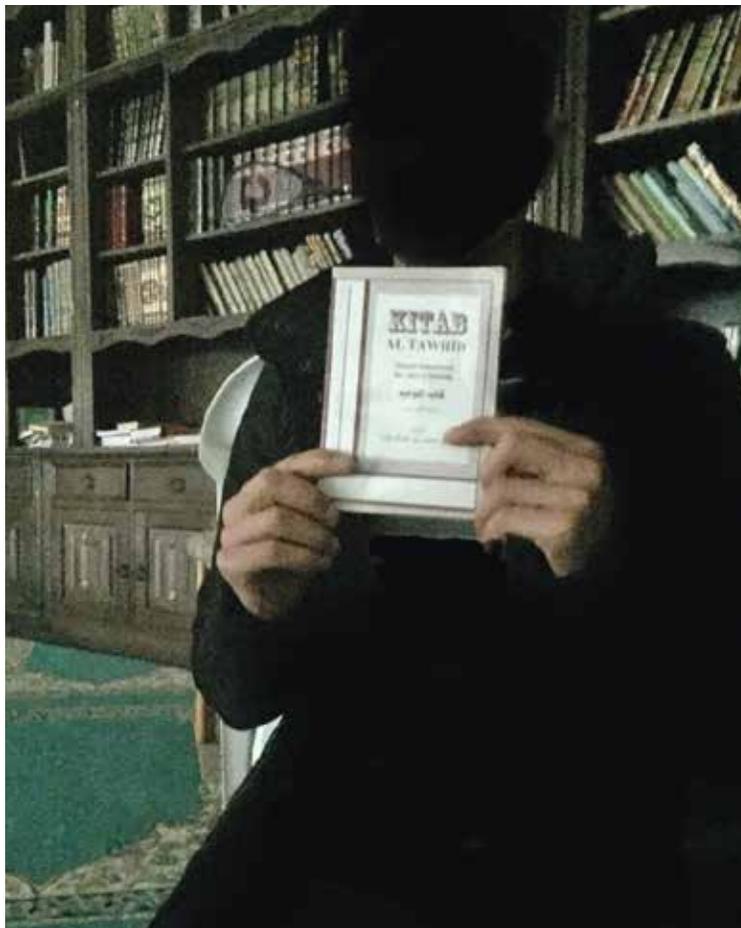
Einem Lügner glaubt man nicht ...

Kurz nachdem die *Weltwoche* vor einem Monat eine Titelgeschichte über die Aktivitäten in der An-Nur-Moschee abgedruckt hatte, meldete sich eine Reihe besorgter Moscheebesucher. Einer von ihnen übergab der *Weltwoche* ein Foto, das einen Gläubigen mit dem «Buch des Monotheismus» in der Hand vor dem Büchergestell des Gotteshauses zeigt. Dass dieses Buch in der Bibliothek aufliege – und zwar mit dem arabischen Vermerk «Gehört zur Moschee» –, sei eines von vielen Indizien, dass hier eine radikale Lehre verbreitet werde, erklärte der muslimische Mann dazu. Auf Anfrage gab Sahnoun zu bedenken, dass jedermann Bücher in die Bibliothek stellen könne. Allerdings würden die Bücher jede Woche kontrolliert, und er sei absolut sicher, dass sich das «Kitab at-Tauhid» nicht darunter befunden habe.

Wie glaubwürdig sind Sahnouns Dementis? Kann man einem Mann glauben, der auf Schawinskis Frage nach seiner beruflichen Tätigkeit zugeben muss, dass seine Firma in Winterthur, die WTC Allfinanz GmbH, nicht ordnungsgemäss registriert ist? Eine Nachfrage beim Handelsregisteramt bestätigt dies. Eine Firma ohne Handelsregistereintrag als Gesellschaft mit beschränkter Haftung auszugeben, sei eine Straftat im Sinne des Strafgesetzbuches, heisst es dazu bei den Behörden. Sahnoun behauptet auf Anfrage, dass die WTC Allfinanz GmbH ein Teil seiner WTC GmbH sei. Im Übrigen wolle er nicht über seine geschäftliche Tätigkeit sprechen, weil diese nichts mit der Moschee zu tun habe. Wenn es aber um die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen geht, darf man auch Sahnouns Geschäftsgebaren durchaus zu Rate ziehen. Und hier lügt der Mann eindeutig. So heisst es in den im Internet aufgeschalteten Allgemeinen Geschäftsbedingungen der (illegalen) WTC Allfinanz GmbH, dass die Firma «im Sinne des Konsumkreditgesetzes» über die notwendige kantonale Bewilligung zur schweizweiten

Kreditvermittlung verfüge. Das entspricht nicht den Tatsachen, denn eine solche Genehmigung hat das zuständige Zürcher Amt für Wirtschaft und Arbeit weder an die WTC noch an die WTC Allfinanz vergeben. Wer aber ohne Bewilligung Kredite vermittelt, kann gemäss Gesetz mit Geldbussen von 200 bis 100 000 Franken bestraft werden. In schweren Fällen kann noch eine Gefängnisstrafe hinzukommen.

Doch nun nochmals zurück zur «Bibel» der Wahhabiten, die es laut Sahnoun in der An-Nur-Moschee gar nicht gibt. Wie mittelalterlich dieses Buch ist, kann man zum Beispiel an seiner Haltung zur Zauberei ersehen. Moderne Islamisten wie die Terroristen des IS folgen dem «Kitab at-Tauhid» darin aufs Wort: «Die Strafe für Zauberer ist ihre Erschlagung mit dem Schwert», und Zauberer «werden hingerichtet, und keine Reue wird angenommen». So steht es im «Kitab at-Tauhid», und genau das macht der IS in Syrien und im Irak. Zahlreiche angebliche Hexer und Hexerinnen wurden dort bereits mit dem Schwert geköpft. ○



Grundpfeiler der IS-Ideologie: «Kitab at-Tauhid» in der An-Nur-Moschee.

Hemd des Anstosses

Mit traditionellen Sennenhemden wollten sich Schüler in Gossau ZH als stolze Schweizer präsentieren. Die Aktion wurde in den Medien zum Skandal hochstilisiert. Ein Besuch an der Schule zeigt, dass es die Schüler selbst differenzierter sehen. *Von Claudia Schumacher*

Luan* sitzt im Klassenzimmer, während die Lehrerin vorne etwas erzählt, und er wischt auf dem Handy herum. Er ist ein bisschen missmutig. Seit letztem Freitag nervt es besonders, in die Schule zu gehen. Er schickt mir aus dem Klassenzimmer den neusten Tratsch per Whatsapp, nachdem ich vorher auf dem Schulhof mit ihm gesprochen hatte.

Tag vier nach dem Vorfall an der Sekundarschule Berg in Gossau, der durch die *Sonntagszeitung* publik wurde und schweizweit eine Rassismuskonversation losgetreten hat. Zehn Sekundarschüler der dritten Klasse kamen am Freitag, dem 11. Dezember, in Edelweiss-hemden an die Schule. Erst liessen sie im Aufenthaltsraum Schweizer Musik laufen. Dann setzten sie sich pünktlich in den Projektunterricht. Dort habe die Lehrerin ein Verbot ausgesprochen: Die Schüler sollten die Hemden ausziehen.

Am selben Tag wurde in St. Gallen vom Bundesgericht entschieden, dass eine Schülerin mit Kopftuch zur Schule gehen dürfe, obwohl die Schulleitung dies als integrationshinderlich eingestuft hatte. Kopftuch ist okay, aber ein Sennenhemd nicht? Klingt irgendwie verrückt.

«Morgen, Dienstag, 15.12.15: Alle Schüler von Gossau mit einem Edelweiss-Hemd zum Unterricht erscheinen. Wichtig!!!!!!! Für unser Vaterland die Schweiz», steht da auf dem Screenshot einer Whatsapp-Nachricht, die gestern an die ganze Klasse ging und die Luan an mich weiterleitet. Ein Schweizer Bub, Victor, hat nach dem Vorfall von letztem Freitag nun zu einer Folgeaktion aufgerufen. Luan ist Albaner. Victor ist Schweizer. Die beiden mögen sich nicht übertrieben.

Auch dem Hipster-Milieu zugehörig

Von der *Sonntagszeitung* über die *NZZ*, den *Tages-Anzeiger* und *20 Minuten* bis hin zu *Tele Züri* und zum Onlineportal *Watson*: Alle haben über die Edelweiss-hemden in Gossau berichtet. Schüler wurden befragt, die Schulleitung, irgendwelche x-beliebigen Passanten in der Fussgängerzone. Warum der Zirkus? Es ist schwer zu begreifen, worin die Provokationskraft des nun national umstrittenen Edelweiss-hemds liegen soll.

Das Edelweiss-hemd ist ein Kleidungsstück, das in einer traditionsreichen Schweizer Sportart, dem Schwingsport, getragen wird. Auch Sennen tragen es. Das Edelweiss-

hemd ist meist stofflich von guter Schweizer Qualität, wird auf lockeren Sitz geschnitten und ist – anders als etwa Hot Pants, mit denen Schülerinnen gerne im Sommer ihre Lehrer provozieren – ein sehr züchtiges Kleidungsstück.

Hat das Sennenhemd im Verlauf seines langen Lebens irgendwie eine Vereinnahmung rassistischer, rechtsextremer Kreise erfahren? Eigentlich nicht. Heutzutage sieht man auch vermehrt junge Menschen in Sennenhemden, die dem tendenziell eher linksgedrehten Hipster-Milieu zugehörig sind. Denn Schweizer Folklore wird allgemein wieder cooler. Die Jungen gehen auch einmal an ein Schwingfest. Wie kam es also zu dem Edelweiss-hemdenverbot an der Gossauer Schule?

Schweizer übermalten den Doppeladler

Wie immer bei Schulhofgeschichten besteht die eine Hälfte aus Fakten und die andere aus Gerüchten. Den Anfang macht ein Gerücht. Vor etwa einem Jahr, so erzählen es die Schüler, seien zwei Mitschüler mit Edelweiss-hemden in die Schule gekommen. Das sei bereits «irgendwie ein Vorfall» gewesen. Das Lehrpersonal hätte die Hemden nicht gerne gesehen. Oder so. Seither kursiert die Information auf dem Schulhof, es sei verboten, sol-

Kopftuch ist okay, aber ein Sennenhemd nicht? Klingt irgendwie verrückt.

che Hemden zu tragen. Was einer ziemlichen Provokation seitens der Lehrer gegenüber den Schweizer Schülern gleichkäme. Was wiederum keine gute Sache wäre, denn die fühlen sich ohnehin schon provoziert. Von anderer Seite.

An der Gossauer Schule gibt es nämlich viele Ausländer. Fragt man Schulleiter Patrick Terenzini, sagt er, er kenne die genauen Zahlen nicht. Es seien «ganz normale Verhältnisse» wie an anderen Schweizer Schulen auch. Fragt man die albanischen Schüler, sagen sie, es seien «eher mehr Ausländer» als Schweizer. Fragt man die Schweizer Kinder, ob das stimme, sagen sie: «Ich hatte das Gefühl, es sei eher ausgeglichen. So halb-halb.» Wie auch immer. Wohl mindestens die Hälfte der Schüler in Gossau hat einen Migrationshintergrund. Auch ein Blick auf den Schulhof in



Zeichen setzen: Schüler auf dem Pausenplatz.



Folklore wird cooler: Weissenstein-Schwinget.

der grossen Pause bestätigt diese Grössenordnung.

Redet man mit den Schülern, Ausländern wie Schweizern, bekommt man zu hören, dass an der Schule seit langem Konflikte schwelen. Schweizerkreuz gegen albanischen Adler: Bei einem Kunstprojekt bemalten die Kinder die Wände. Die Albaner malten albanische Adler und die Namen ihrer Herkunftsstädte an die Wand. Über Nacht wurden diese Bilder mit Schweizerkreuzen übermalt.

«Das hat uns schon angeschissen!», sagt einer der albanischen Jugendlichen – die von den Medien bisher nicht befragt wurden. «Yes!», freuen sie sich, als sich doch mal noch eine Journalistin für sie interessiert. Einer von ihnen zeigt die Wandmalereien, die zum Politikum wurden. In Umrissen unter der Übermalung ist noch ein albanischer Adler sichtbar. Heute bestehen die Bildfelder in der dritten



«Ganz normale Verhältnisse»: Schulleiter Terenzini.



«Das hat uns schon angeschissen!»: übermalter albanischer Adler.

Bemalung: Sie sind jetzt pink, weder der Adler noch das Schweizerkreuz ist noch zu sehen. Stattdessen stehen jetzt Wörter wie «gemeinsam», «Frieden» und «Freundschaft» auf Schweizerdeutsch und Albanisch da. Eine Initiative der Lehrer.

Ein Mädchen hat die Aktion gestartet

Wie sehr die Schule dennoch in Gruppen zerfallen ist, sieht man als Besucher von aussen sofort: Grüppchenbildung. Die Albaner haben sich einen guten Platz gesichert. Sie scharen sich um eine Musikanlage, die im Aufenthaltsraum steht. Letzte Woche, als die Schüler mit den Edelweisshemden in der Pause hereinkamen, spielten die Albaner als Reaktion «Heidi» auf der Anlage. Die Schweizer Kinder assen stoisch weiter. Nach einer Weile legten die Albaner dann Balkan-Beats auf.

Haben sie eigentlich auch mal mit den Schweizern geredet, nach dem Schweizerkreuzvorfall? «Ja, schon», stellt sich Luan hin und drückt die Brust raus. «Halt auf meine Art.» Die anderen lachen. Schlägerei? «Nein, das nicht. Aber wir haben ihnen schon zu verstehen gegeben, dass wir die Aktion nicht cool fanden.» Ein kleinerer Bub aus der Gruppe der Halbstarcken erzählt, er sei daraufhin mit einem albanischen Adler auf dem Pulli in die Schule gekommen, um ein Zeichen zu setzen.

«Das war der Anstoss für die Edelweisshemden-Aktion», erzählt Victor, der auf Whatsapp zu einer Folgeaktion mit den Hemden in der zweiten Klasse aufgerufen hat. Er fand das cool, was die Drittklässler gemacht haben. «Die albanischen Schüler sind teilweise schon sehr laut im Auftreten und zeigen ihren Nationalstolz, was ja irgendwo auch zum Teil ganz okay ist», sagt er. «Aber ich fin-

de es extrem unfair, wenn wir Schweizer Kinder das nicht auch dürfen!»

Lea, das Mädchen aus der dritten Klasse, das die Idee für die erste Edelweisshemden-Aktion vom letzten Freitag hatte, sagt, dass sie die Berichterstattung der letzten Tage aufgeregt habe. Sie möchte zwei Dinge klarstellen: «Die Lehrerin hat uns gegenüber ein Verbot der Hemden ausgesprochen.» Etwas, das in den Medienberichten der letzten Tage aufgrund einer Abwiegung der Schulleitung «korrigiert» wurde. Sie sei vorne mit zwei Kolleginnen in Sennhemden in der ersten Reihe gesessen. Die Lehrerin habe gefragt, was das solle. Dass man das hier nicht brauche. Sie habe gesagt, dass Edelweisshemden an der Schule nicht erwünscht seien. Sie fände es rassistisch, wie sie sich angezogen hätten. «Die Lehrerin hat uns einen rechtsextremistischen Hintergrund unterstellt», erzählt Lea. «Dabei

«Naja, ich verstehe, dass die Schweizer auch stolz sind auf ihr Land.»

wollten wir nur zeigen, dass wir auch stolz darauf sind, Schweizer zu sein.» Die Lehrerin habe die Schülerinnen aufgefordert, über Mittag heimzugehen und sich umzuziehen. «Mittlerweile hat sich die Lehrerin entschuldigt, und die Schüler haben die Entschuldigung angenommen», sagt sie.

«Weisse Front»

Ausserdem beteuert Lea, dass sie mit der Aktion nicht provozieren wollten und auch gar nicht konnten. «Es gab ja schon seit einem Jahr das Gerücht, dass Edelweisshemden bei uns an der Schule verboten seien», sagt sie. «Deshalb haben wir uns vorher bei einer Lehrerin erkundigt, wie das genau sei.» Die Lehrerin hätte ihnen gesagt, dass es erlaubt sei, Edelweisshemden an der Schule zu tragen. Sie seien daher umso irritierter gewesen über das Verbot der Projektunterrichtslehrerin.

Wie haben die Albaner auf die Aktion reagiert? «Naja, ich verstehe, dass die Schweizer auch stolz sind auf ihr Land», sagt eines der albanischen Kinder. «Aber es war halt eine weisse Front. Es waren gleich zehn auf einmal.» Das habe einschüchternd gewirkt.

Nachdem das harmlose Edelweisshemd in den letzten Tagen zum Politikum verkommen war, wollte an der etwas dramatisch angekündigten Edelweisshemden-Folgeaktion niemand mehr so richtig teilnehmen. Initiativ Victor ist dann am Dienstag einfach alleine mit dem Weisshemd in die Schule gekommen. Ein paar der Drittklässler, die er sich zum Vorbild genommen hatte, haben ihm dazu gratuliert.

*Namen von der Redaktion geändert

Ohrfeige für Menschenrechtler

Die Schweiz verletze beim Vergeben von IV-Renten das Recht auf ein faires Verfahren: Dies beklagten Aktivisten aus der Sozialindustrie und Menschenrechtsorganisationen beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg. Sie erlitten letzte Woche eine Abfuhr. Von Markus Schär



Der Gerichtshof weigerte sich einstimmig, auf den Fall auch nur einzutreten.

«Grosser Sieg in Strassburg!», trompetet die «Tagesschau» in den Schlagzeilen ihrer Ausgabe von Donnerstag, 10. Dezember. «Endlich Gerechtigkeit für die Leidenden», jubelt der *Tages-Anzeiger*. «Milliarden für die Opfer nachzahlen!», fordert der *Blick*. Und die *Schweizer Illustrierte* bringt eine einfühlsame Homestory mit der Frau, die gegen den unbarmherzigen Verwaltungsapparat diesen Sieg erkämpft hat.

Nichts davon gehört? Nichts davon gelesen? Das lässt sich leicht erklären: Mit der Klage beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR), derentwegen die Schweiz die Vergabe von Invalidenrenten grundsätzlich

hätte ändern müssen, blitzten die beiden Zürcher Anwälte Philip Stolkin und David Husmann letzte Woche in Strassburg ab: Der Gerichtshof weigerte sich einstimmig, auf den Fall der Schmerzpatientin Iris Spycher auch nur einzutreten – eine schallende Ohrfeige für die Sozialindustrie und für die Menschenrechtsextremisten, darunter prominente Namen, die den EGMR für ihre eigenen Interessen einspannen. Die Anwälte, die sich der Medien gekonnt zu bedienen wissen, zogen deshalb das Schweigen vor. Ausser der NZZ, die ihrer Chronistenpflicht nachkam, berichtete niemand über den Fall.

Der Fall von Iris Spycher, heute 44, könnte den Umbau der Invalidenversicherung «auf den Kopf stellen», hoffte der *Beobachter*, als er vor zwei Jahren wie immer anwaltschaftlich, also einseitig, über die traurige Geschichte der Patientin berichtete, samt vollem Namen und grossem Bild mit dem Sohn, der an ihrem Unglück schuld ist. Der Frau fiel 2004 im Mutter-Kind-Turnen das dreijährige Söhnchen von der Sprossenwand auf die Schulter. Dabei kam niemand zu Schaden; mitten in der Nacht aber, erzählte der *Beobachter*, wachte das Opfer «mit höllischen Kopfschmerzen» auf. Und seither, behauptet die Patientin, «geht der Schmerz niemals weg».

Gebrechen mit «unklarer Kausalität»

Kein Arzt erkannte, woran das liegen könnte; trotzdem schrieb nach zwei Jahren ein unabhängiger Gutachter die Sachbearbeiterin bei der Swisscom zu hundert Prozent arbeitsunfähig. Als sie deswegen eine Rente forderte, schickte sie die IV-Stelle Bern aber nochmals zur medizinischen Abklärung – mit gegenteiligem Ergebnis. Die IV weigerte sich deshalb, eine Rente zu sprechen; der Anwalt Philip Stolkin focht den Entscheid an, bis vor Bundesgericht, aber auch dort ohne Erfolg.

«Die Zeiten, in denen Unfallopfer in der Schweiz auf ein faires Verfahren zählen konnten, sind vorbei», klagt der streitbare Anwalt. Denn im März 2004, einen Monat vor dem Zwischenfall im Mutter-Kind-Turnen, änderten die sozialversicherungsrechtlichen Abteilungen des Bundesgerichts in Luzern ihren Kurs. 1991 sprachen sie erstmals einem jungen Mann aufgrund eines «bunten Beschwerdebilds» eine lebenslange IV-Rente zu, obwohl die Ärzte keine Ursache dafür fanden. Danach explodierte die Zahl der Opfer von Schleudertraumen oder Schmerzstörungen; bis 2005 sprang die Zahl der IV-Rentner von 150 000 auf 300 000, und zwei Drittel der Neurentner litten an Gebrechen mit «unklarer Kausalität» – zu Deutsch: ohne nachvollziehbaren Grund.

Der gesunde Menschenverstand lehrt, dass es bei Schmerzen hilft, sich abzulenken, statt sich auf sie zu versteifen. Das Bundesgericht machte daraus in juristischer Diktion die «Vermutung», dass sich Schmerzen mit einer «zumutbaren Willensanstrengung» überwinden liessen, die Patienten also einer Arbeit nachgehen könnten. Damit unterstützten die höchsten Richter, dass sich die IV auf ihren ursprünglichen Zweck bei der Einführung im

Jahr 1960 besann: Die Opfer von Unfällen oder Gebrechen sollten sich darum bemühen, ihre Gesundheit zurückzuerlangen und sich wieder in die Arbeitswelt einzugliedern, statt auf einem jahrelangen Leidensweg über Arztpraxen, Gutachterstellen und Anwaltskanzleien einer Rente nachzujagen, also ihre Invaliderität zu beweisen.

Um dies einzudämmen, befanden die Bundesrichter schliesslich, bei Fällen wie jenem von Iris Spycher lasse sich eine Beeinträchtigung gar nicht beweisen; solche Fälle könnten deshalb im Normalfall nicht zu einer Rente führen. (Im Juni dieses Jahres stiess das Bundesgericht seine Praxis wieder um – «ohne zu sagen, sie sei falsch gewesen», wie der Zürcher Professor Thomas Gächter meint: Es lässt jetzt alle Fälle gleich abklären, umfassend und ergebnisoffen. An einer Tagung des Instituts für Rechtswissenschaft und Rechtspraxis der Universität St. Gallen im Oktober zeigten sich die Experten unschlüssig, ob dies wieder zu mehr IV-Renten führt.)

Weil sie ihre Klienten nicht mehr von Gutachter zu Gutachter schleppen konnten, gingen die Anwälte Stolkin und Husmann 2012 mit dem Fall von Iris Spycher und später mit einigen Fällen mehr vor den Strassburger Gerichtshof: Die Schweiz verletze bei der Vergabe von IV-Renten das Menschenrecht auf ein faires Verfahren. Dafür reichten sie auch das Gutachten eines Völ-

kerrechtspapstes ein: Der Berner Rechtsprofessor Jörg Paul Müller erkannte, wie bestellt, «eine Schlechterbehandlung der Kranken mit somatoformer Schmerzstörung gegenüber anderen Kranken», ohne dass es dafür hinreichende Gründe gebe, also wie im Fall einer «diskriminierungsfähigen Gruppe». Er wolle deshalb als Gutachter das Bundesgericht – notfalls via Strassburg – dazu bewegen, «eine Praxis zu ändern oder jedenfalls zu präzisieren, die in ihrer Komplexität nicht verstanden wird».

Entscheide, die ins Weltbild passen

Davon liessen sich die Richter des EGMR nicht beeindrucken, als sie am letzten Donnerstag endlich über den Fall entschieden. Sie traten einstimmig auf die «offensichtlich schlechtbegründete» Klage gar nicht ein. Darin fänden sich keinerlei Argumente für die Behauptungen, die privaten Gutachter hätten die Patientin partiell beurteilt und die Gerichte den Fall nicht objektiv geprüft. Und zuhanden von Professor Müller hielten die Richter fest, es gebe durchaus gute Gründe, mit einer ganz einfachen, für alle verständlichen Praxis verschiedene Gruppen von Kranken zu unterscheiden: Die einen können ihre Beeinträchtigung beweisen, die anderen nicht.

So klare Worte aus Strassburg verschlugen den einheimischen Kämpfern für die Menschenrechte die Sprache. Nur kleinlaut klagte

die Aktivistengruppe «Schutzfaktor M» – die jede Unterstützung des Aussendepartements genießt – in einem Communiqué: «EGMR-Entscheid schwächt die Rechte von Personen mit Schmerzleiden.» Die Behauptung ist falsch: Der EGMR schwächt nicht die Rechte

So klare Worte verschlugen den einheimischen Kämpfern für die Menschenrechte die Sprache.

von Schmerzpatienten, sondern er bestärkt die Schweizer Behörden und Gerichte darin, dass sie diesen Patienten keine Sonderrechte einräumen. Die Prominenten im Beirat von «Schutzfaktor M» müssen sich deshalb fragen lassen, ob sie die Entscheide aus Strassburg nur nachbeten, wenn diese in ihr Weltbild passen: FDP-Frauen-Generalsekretärin Claudine Esseiva als Präsidentin, Nationalratspräsidentin Christa Markwalder, Botschafter Thomas Greminger, Geschichtspräsident Georg Kreis, Rechtsprofessor und alt Ständerat René Rhinow oder alt Bundesgerichtspräsident Giuseppe Nay.

Der Anwalt Philip Stolkin reichte schon am 2. September 2015 wieder eine Forderung beim Bundesgericht ein, den Fall seiner Klientin neu zu beurteilen. Ob er sich von der Ohrfeige aus Strassburg beeindrucken lässt? ○



riverside ... das seminar- und eventhotel.

... in der ehemaligen garn-spinnerei-letten, wo sich nostalgie und moderne perfekt vereinen, finden sie eine einmalige atmosphäre, um andere menschen zu treffen, miteinander zu kommunizieren und ideen zu spinnen.

direkt am ufer der glatt setzen wir kulinarische akzente, verblüffen sie mit kreativen events und unterstützen sie in der planung und umsetzung von inspirierenden und produktiven momenten für ihre mitarbeiter und kunden.

hotel

seminare

gastronomie

bowling

events

riverside ... alles im grünen bereich.

spinnerei-lettenstrasse
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+41 43 500 92 92
www.riverside.ch

Der Lette schert aus

Regisseur Alvis Hermanis war der Liebling der deutschsprachigen Bühnen, auch in Zürich hat er oft inszeniert. Seit er das Engagement eines Theaters für Flüchtlinge kritisiert hat, ist er zum Abschied freigegeben. Sein Fall zeigt exemplarisch, wie die Szene funktioniert. *Von Rico Bandle*

Die gesamte Elite des deutschsprachigen Theaters reiste 2004 in die lettische Hauptstadt Riga. Alle wollten zu Alvis Hermanis, Regisseur und Leiter des Neuen Theaters Riga. Ob aus Berlin, Wien, Hamburg, Frankfurt oder Zürich, die Chefdramaturgen der führenden Bühnen wollten alle Hermanis für ein Engagement an ihrem Haus gewinnen. Innerhalb weniger Monate nahmen sie einer nach dem anderen Platz auf dem roten Sofa im kleinen Theaterbüro und umwarben den begehrten Regisseur.

Noch ein Jahr zuvor hatte niemand im Westen Hermanis gekannt. Dann kam er mit seiner Inszenierung von Gogols «Revisor» für ein Gastspiel an die Salzburger Festspiele – und plötzlich rissen sich alle um ihn. Hermanis war der Mann der Stunde, die Kritiker nannten ihn fortan «Kultregisseur» oder «Starregisseur», jedes Theater wollte sich mit seinem Namen schmücken. Normalerweise gilt: Wer einmal drin ist in der Szene, bleibt es auch. So war es auch bei Hermanis. Seither inszenierte er an den besten Adressen, vergangenen April machte das Schauspielhaus Zürich gar einen Hermanis-Schwerpunkt. Doch der Höhenflug nahm in den letzten zwei Wochen ein jähes Ende.

Der Regisseur sagte dem Thalia-Theater in Hamburg – eine der angesehensten Bühnen überhaupt – eine bereits vereinbarte Inszenierung ab, da er nicht mit dem Engagement des Theaters für Flüchtlinge in Verbindung gebracht werden wolle. Hermanis bezeichnete die Bühne als «Refugees-welcome-Zentrum». In einer Pressemeldung schrieben die Verantwortlichen des Theaters, Hermanis habe ihnen gegenüber erklärt, «zwar seien nicht alle Flüchtlinge Terroristen, aber alle Terroristen seien Flüchtlinge oder aber deren Kinder.» Die Anschläge von Paris zeigten, dass wir mitten im Krieg seien. In jedem «Krieg» müsse man sich für eine Seite entscheiden, er



Guru-artige Ausstrahlung: Theatermacher Hermanis, 50.

und das Thalia-Theater stünden auf entgegengesetzten. Die Zeiten der Political Correctness seien vorbei.

Kaum war die Meldung publiziert, ging ein «Empörungs-Orkan» (*Süddeutsche Zeitung*) los. In den Zeitungen war der Mann, der zuvor noch gefeiert worden war, plötzlich ein finsterner Kerl, zu dem man auf Distanz gehen müsse. «Die rassistische Logik des Regisseurs Hermanis», hiess es da. Oder: «Paranoider als Pegida». Eine Boulevardzeitung meinte gar: «Nehmt den Spinner aus dem Programm!»

Hermanis reagierte sogleich, das Theater habe ihn in der Mitteilung auf manipulative

Weise zitiert. Doch das Statement, das er verschickte, führte nicht zu einer Beruhigung. Hermanis schrieb zum Beispiel: «Ist es immer noch ein Tabu in Deutschland, eine Verbindung zwischen der Migrationspolitik und dem Terrorismus zu ziehen?» Und er erklärte, seine Absage habe rein private Gründe: Durch eine Regiearbeit an der Pariser Oper habe er die Terroranschläge hautnah miterlebt. Er fürchte sich, auch um seine sieben Kinder.

Karriere als Hockeyspieler

Der Regisseur steht für ein Gespräch zurzeit nicht zur Verfügung, die Vorfälle haben ihn zu sehr mitgenommen. Hinzu kommt, dass er für seine Inszenierung in der Pariser Opéra Bastille bei der Premiere letzte Woche gnadenlos ausgebuht worden ist, während die Starbesetzung mit Dirigent Philippe Jordan, Tenor Jonas Kaufmann und Mezzosopranistin Sophie Koch frenetisch bejubelt wurde. Mit seinen Äusserungen zu den Flüchtlingen hatten die Buhrufe kaum etwas zu tun, in Frankreich war das kein Thema. Das Publikum goutierte schlicht seine üppige Bildsprache nicht. Hermanis habe die Bühne in geknickter Haltung verlassen, berichteten französische Zeitungen.

Dass ein Künstler aus dem etablierten Kulturbetrieb aus dem Chor der Gutmeinenden ausschert, ist für viele in der Szene schwer zu akzeptieren. Doch Hermanis' Äusserungen kommen nicht so überraschend, wie dies den Anschein hat. Der Lette, der einst eine Profikarriere als Eishockeyspieler anstrebte, der als junger Mann für zwei Jahre nach New York emigrierte, um der Einziehung in die Sowjetarmee zu entkommen, konnte sich trotz des Erfolgs nie mit dem hiesigen Theatersystem anfreunden. Im Fachmagazin *Theater heute* beklagte er einmal den Einheitsbrei an den deutschsprachigen Theatern: «Für mich als Aussenstehenden sehen neunzig

Prozent der Inszenierungen aus, als hätte sie ein Regisseur gemacht.» Den vorherrschenden Stil charakterisiert er als «expressiv und aggressiv», «laut und brutal», die Schauspieler «schreien dauernd». Er kommt zum ernüchternden Schluss: «Das deutsche Theater ist nicht sexy», wobei er mit «sexy» nicht die Erotik, sondern die Körperlichkeit meinte.

Dass es sich zwischen Hermanis und dem deutschsprachigen Theater um eine einseitige Liebe handelt, wollte bislang kaum jemand wahrnehmen; man schätzte ihn als liebenswürdigen Exoten, seinen osteuropäisch geprägten, hyperrealistischen Bühnenstil, bei dem auch mal lebende Tiere vorkommen, empfand man als chic, ähnlich wie die muffige Bahnhofbuffet-Olten-Ästhetik eines Christoph Marthaler.

Aussergewöhnlich ist auch Hermanis' Arbeitsweise: In den Proben sitzt er oft allein in der hintersten Reihe des Theaters, gibt kaum Anweisungen. «Ich sage nicht, was ein Schauspieler machen soll; ich sage ihm nur, wenn er etwas falsch macht», erklärte er einmal. Leute, die schon einmal mit ihm gearbeitet haben, attestieren ihm eine Guru-artige Ausstrahlung. Er sei unnahbar, wortkarg, auch zu politischen Themen äussere er sich eigentlich nie. Als Regisseur sehe er sich als feinen Handwerker, äusserst detailversessen.

Das intellektuelle Erlebnis steht bei seinen Produktionen nicht im Vordergrund, sondern

das geistig-seelische. Für eine Produktion mit dem Schauspielhaus Zürich vor einigen Jahren reiste er mit dem Ensemble für eine Woche nach Marokko in die Wüste – er wollte die Schauspieler das Gefühl, das er auf der Bühne zu erzeugen gedachte, selber erleben lassen. Bei der Vorstellung im Schiffbau gab es dann für alle Zuschauer einen Feldstecher, so dass diese die mit Brockenhausware vollgestellte Bühne während des Stücks in allen Details erkunden konnten.

Die pointierteste Aussage zum hiesigen Theater machte Hermanis 2012 im Umfeld einer Direktorenwahl an den Wiener Festwochen:

«Ich sage nicht, was ein Schauspieler machen soll. Ich sage ihm nur, wenn er etwas falsch macht.»

«Diese Obsession für Multikulti-Theater aus exotischen Ländern mit postimmigrantischem Pathos erinnert mich an die Sowjet-Ära in kommunistischen Ländern, wo Politiker nur proletarische Ideologie unterstützten, der Kunst und Professionalität geopfert wurden.» Mit anderen Worten: Ideologie sei wichtiger als Qualität. Ein happiger Vorwurf, der aber kaum Wellen warf.

Dass Hermanis völlig anders denkt als der hiesige Kultur-Mainstream, zeigt sich auch an der Organisation des Neuen Theaters Riga, das

er seit zwanzig Jahren leitet. In der Regel sind die Vorstellungen Wochen im Voraus ausverkauft, obschon die Ticketpreise vergleichsweise hoch sind. Die Schauspieler sind erfolgsbeteiligt, ein Teil ihres Lohns hängt von den Karteneinnahmen ab. In hiesigen Theatern stammen rund achtzig Prozent der Einnahmen aus Subventionen, die Löhne sind fix, ein System wie dasjenige in Riga muss Theatermachern hier wie eine Ausgeburt des verabscheuten Kapitalismus vorkommen.

Die Kulturszene ist normalerweise gnadenlos, was die Akzeptanz abweichender Meinungen betrifft. Bei Hermanis, als Lichtgestalt gefeiert, hat man bisher beide Augen zugedrückt. Wird man ihm auch die Äusserungen zu den Flüchtlingen verzeihen? Noch ist alles offen. Karin Bergmann, die Intendantin des Wiener Burgtheaters, beschwichtigte schon einmal: «Natürlich hat Alvis Hermanis als Osteuropäer eine andere Haltung als wir.» Das Schauspielhaus Zürich schweigt, sagt nicht, ob es weiterhin mit ihm zusammenarbeiten wird – falls er dies überhaupt noch möchte. «Wir informieren erst nächstes Jahr über den Spielplan der kommenden Saison», heisst es auf Anfrage. Es wirkt, als warte man erst einmal ab, was die anderen grossen Theater machen. Engagieren sie ihn weiterhin, wird dies wohl auch das Schauspielhaus tun. Sonst nicht. Schliesslich will man nicht aus der Herde ausscheren. ○



**Die führende
Militärzeitschrift der Schweiz**

SCHWEIZER SOLDAT

Aktuell, informativ, mutig und kritisch – Mit dem SCHWEIZER SOLDAT erhalten Sie wertvolle Informationen und Hintergründe, die in keiner Tageszeitung stehen.

Sichern Sie sich diesen militärischen und sicherheitspolitischen Vorsprung.

Jetzt den SCHWEIZER SOLDAT bestellen!

Bestellcoupon

- Schnupper-Abonnement, 3 Ausgaben für Fr. 20.–
- Jahres-Abonnement, 11 Ausgaben für Fr. 62.50 (Ausland: Fr. 95.–)

Name/Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Einsenden an: **SCHWEIZER SOLDAT, Aboservice, Fürstenlandstrasse 122, Postfach 2362, CH-9001 St. Gallen,** oder per E-Mail an abo-service@schweizer-soldat.ch

«Gott wird weinen»

Auf den Philippinen, der ältesten Demokratie Südostasiens, stehen Wahlen an. Der Favorit für das Präsidentenamt rühmt sich, Teil von Todesschwadronen gewesen zu sein. Andere Kandidaten versprechen, mit Ausserirdischen zu kooperieren. Bericht aus einem Land, in dem Recht und Ordnung zusammengebrochen sind. *Von Claude Cueni*

Jose Larry Maquinana, 41, ist einer von aktuell 130 Kandidaten, die sich für das Amt des philippinischen Staatspräsidenten bewerben. Maquinana hält seine Wahlkampfreden in einem Hakenkreuz-Shirt und verspricht den knapp 100 Millionen Filipinos die stärkste Armee der Welt. Nicht minder irritierend ist Romeo John Ygonia, 51, der sich «Erzengel Luzifer» nennt und von einem mysteriösen Meister erkoren wurde, sein Land zu retten.

Einer seiner Konkurrenten ist Allan Carreon, 43, Grillmeister bei der Fastfood-Kette «Wendy's». Er verspricht, Kontakt zu Ausserirdischen aufzunehmen und sich von diesen Beratern zu lassen. Psychiatrische Betreuung würde auch Arturo Pacheco Reyes, 65, brauchen, der sich als Nachkomme Moses sieht, der nun seine Landsleute ins gelobte Land führen wird. Hat ihn etwa Angela Merkel eingeladen?

Von den 130 Bewerbern hatten anfangs nur gerade vier ernsthafte Chancen: der amtierende Innenminister und Investmentbanker Mar Roxas II., Vizepräsident Jejomar Binay, Medienfachfrau Grace Poe und Rodrigo Roa Duterte, der seine Kandidatur erst in letzter Minute einreichte und laut Umfragen bereits in Führung liegt. Die *Financial Times* nennt ihn «Dirty Harry», Al-Dschasira spricht von ihm als «The Punisher». Duterte, 70, ist Rechtsanwalt und Politiker, arbeitete für Staatsanwaltschaft und Polizei, war 22 Jahre lang Bürgermeister von Davao City und verwandelte während seiner sieben Amtszeiten die kriminellste Stadt der Philippinen in die sicherste Stadt des Landes. Er war noch erfolgreicher als der New Yorker Bürgermeister Rudolph Giuliani III, der in seiner Amtszeit (1994–2001) mit seiner «zero tolerance»-Strategie die Kriminalität um 57 Prozent senkte. Duterte verspricht, die



«Haben Sie Menschen getötet?» – «Ja»: Präsidentschaftskandidat Rodrigo Roa Duterte, 2015.

«Wir nennen unsere Abgeordneten <tongress men>: bestechliche Männer.»

gesamten Philippinen von Korruption und Kriminalität zu befreien, mit Methoden, die Demokraten erleiden lassen. Aber ist die älteste Demokratie Südostasiens überhaupt ein funktionierender Rechtsstaat?

Manndeckung bei Stimmabgabe

Die Stimmabgabe in den ländlichen Provinzen erinnert eher an die römische Antike, als die Kandidaten auf dem Forum ihre Tische aufstellten und den Bürgern ihre Stimme abkauften. Auf der Insel Negros kostet eine Stimme 250 Peso, also rund 5 Dollar. Der Captain des Barangay, der Gemeindepräsident, geht mit einem Kumpel von Haus zu Haus, verteilt Peso-Scheine und ringt jedem das Versprechen ab, für ihn zu stimmen. In den verarmten Provinzen mit ungenügender Strom- und Wasserversorgung nimmt man das Geld gerne an. Keiner würde es wagen, sein Versprechen am Wahltag zu brechen, bei der Stimmabgabe herrscht enge Manndeckung.

Eigentlich hätten die Filipinos gerne den abtretenden Präsidenten Benigno S. Aquino III., behalten, aber das Gesetz verbietet eine zweite Amtszeit. Aquino III. ist der Sohn der vom Volk verehrten früheren Präsidentin Corazon Aquino II., die wiederum die Witwe des 1983 auf dem Flughafen erschossenen Oppositionsführers



Korruption und Kriminalität sind omnipräsent: Immobilienwerbung in einem Slum von Bacoor.

Benigno Aquino Jr. ist. Die Präsidentschaft des abtretenden Aquino III. lief unter dem Motto «Daang Matuwid» – der aufrechte Gang. Er hatte sich vorgenommen, während seiner Regierungszeit die Korruption zu bekämpfen. Gemäss einem früheren Finanzminister beträgt sie 50 Prozent des Staatshaushalts. Im Korruptionsindex von Transparency International belegen die Philippinen Rang 85. Zum Vergleich: Die Schweiz liegt auf Rang 5. Korruption ist auf den Philippinen Lifestyle, *daily business*. Der Familienclan steht über den Gesetzen, denn verlassen kann man sich nur auf die Familie. Symptomatisch war der «pork barrel»-Skandal im Jahr 2013, der zu landesweiten Demonstrationen führte. Viele Abgeordnete hatten Billionen Peso an Staatsmitteln Scheinorganisationen überwiesen, die wiederum die Billionen Peso diskret an die Abgeordneten zurücküberwiesen. Eine Filipina, die in einem Callcenter in Manila arbeitet, sagt: «Wir nennen unsere Abgeordneten <tongress men>: bestechliche Männer. Es ist denen egal, ob wir nichts zu essen haben. Niemand interessiert sich für uns.»

Aufgrund eines korrupten Staatsapparates, fehlender Rechtssicherheit und des Mangels an Sozialsystemen vertrauen Filipinos lieber dem Gesetz von «utang na loob», der gegenseitigen Dankbarkeitsschuld. «Tust du mir – oder der Cousine des Onkels meiner Schwägerin – einen Gefallen, ist es meine Pflicht, mich zu «revanchieren.» So wäscht eine Hand die andere, wie das auch in Griechenland zum alltäglichen Durchwursteln gehört. Irgendwie ist jeder im Kommissionsgeschäft tätig. Selbst Polizeibeamte fühlen sich «utang na loob» mehr verpflichtet als dem Eid, den sie einst abgelegt haben.

Im November wurde publik, dass Flughafenangestellte in Manila beim Check-in Gewehrpatronen in die Koffer von Touristen schmuggeln und diese dann als Terrorverdächtige abführen. In einem Hinterzimmer kann man, ganz unbürokratisch, das Lösegeld entrichten. Ein Dauerärgernis sind auch die Zollbeamten, die sich immer wieder in den über siebzig Zentimeter grossen Balik-bayan-Boxen bedienen, die Expats nach Hause schicken.

Vor zwei Jahren wurden im Rahmen der Kampagne «Faule Eier in Uniform» 49 Polizisten der National Capital Region (NCR) gefeuert und 67 vom Dienst suspendiert. Vorgeworfen wurde ihnen Autodiebstahl, Erpressung von Drogendealern, Beschlagnahmung von Autos für den Privatgebrauch, Erpressung von Touristen, schwere Körperverletzung gegen Frauen und Kinder, Vergewaltigung, Totschlag und Auftragsmorde. Ein Killer in Uniform kostet gemäss einer Tageszeitung auf Cebu 45 Dollar. Nicht umsonst nennt man das Land den «Wilden Westen Asiens».

Die Philippinen sind heute ein verarmtes Drittweltland. Das war nicht immer so. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Philippinen nach Südkorea die zweitstärkste Wirtschaftsmacht Südasiens, bis Ferdinand Marcos 1965 Präsident der Philippinen wurde und ab 1972 das Land als Diktator mit blutiger Hand zu regieren begann – worauf das Volk ihn 1986 zum Teufel jagte. Die USA flogen ihn nach Hawaii aus. Im Handgepäck hatte er 30 Milliarden Volksvermögen. Imelda kam als Witwe

nach einigen Jahren zurück und lebt heute in Manila in einer der teuersten Attikawohnungen der Philippinen. Einem Reporter sagte sie: «Ich bin der Star und der Sklave der kleinen Leute, und es kostet mich weit mehr Arbeit und Zeit, mich für einen Besuch in den Elendsvierteln zurechtzumachen als für einen Staatsbesuch.»

Laut Unicef zählen die Philippinen zu den zehn Ländern weltweit, die die höchste Anzahl fehlernährter Kinder unter fünf Jahren haben. 22 Millionen Menschen sind täglich von Hunger betroffen, fast die Hälfte der Einwohner verdient weniger als einen Dollar pro Tag.

Feudale Strukturen

Das ist erstaunlich, denn eigentlich könnten die Philippinen mit einer BIP-Wachstumsrate von über 6 Prozent eine florierende Volkswirtschaft sein. Doch der Reichtum erfasst nicht die breiten Schichten: In der Landwirtschaft leben 45 Prozent der Menschen unter der Armutsgrenze. Der jährliche Vermögenszuwachs der vierzig reichsten Familien entspricht 76 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (im Vergleich zu Japan mit 3 Prozent). Es sind noch immer die feudalen Strukturen, die die spanischen Konquistadoren nach der Landung Magellans im Jahre 1521 installiert hatten, die das politische Bild prägen. Die Spanier hatten die Verwaltung der neuen philippinischen Kolonie lokalen Häuptlingen anvertraut und sie auf diese Weise in die Herrschaft eingebunden. (Mit Hilfe keltischer Fürsten hatte bereits Cäsar Gallien kolonialisiert.) Aus dieser einheimischen Spezies entstand die *Principalía*, eine einheimische Führungsschicht, verwöhnt mit Privilegien und Ländereien, die bis heute von Generation zu Generation weitervererbt werden. Als Geld-eintreiber boten sich spanische Missionare an: Sie schwärmten in alle Landesteile aus, lernten die einheimischen Dialekte, predigten das Christentum und zogen Steuern ein.

Heidnische Christen

Heute regieren immer noch achtzehn weitverzweigte Familienclans mit spanischen Wurzeln die hundert Millionen Filipinos im fünfgrößten Inselstaat der Welt. Die Einheimischen begegnen diesem Umstand mit Gleichgültigkeit und wählen aus den Reihen der *Principalía* oft Schauspieler, Schlagersternchen, Sportler und sogar die Witwe Imelda Marcos und ihre Kinder in staatliche Ämter. Gemeinsam bilden sie die alten und neuen Kolonisatoren und genießen den Schutz der mächtigen Bischöfe. Siebzig Prozent der Abgeordneten entstammen diesen Familiendynastien.

Aber wer vertritt die Menschen, die auf Müllhalden wie denen von Smokey Mountain oder Payatas leben? Tausende von minderjährigen *scavengers* (Aasfresser, Müllsammler) stochern mit Eisenhaken in den bis zu vierzig Meter hohen Müllbergen, um am Ende des Tages 50 Peso (ca. einen Dollar) verdient zu haben. Als



Patchwork aus animistischen Religionen, Geistern, Aberglauben und Christentum: Santo-Nino-Fest.

eine kleine Filipina Papst Franziskus anlässlich seines Besuches weinend fragte, wieso Gott das alles zulasse, sagte er: «Lasst uns mit diesem Mädchen weinen.» Er hätte Thomas de Maizière zitieren können: «Ein Teil meiner Antwort würde dich nur verunsichern.»

Der wohl größte Feind der Philippinen ist die katholische Kirche. Sie landete mit den spanischen Konquistadoren auf der Insel Mactan und startete hier die Christianisierung Südostasiens. Die meisten philippinischen Stämme (bis auf die Sippe des Nationalhelden Lapu-Lapu) nahmen die neue Religion achselzuckend an und beteten insgeheim weiterhin zu ihren Göttern, auch wenn diese nun andere Namen und Gesichter hatten. Ähnlich arrangierten sich auch die Kubaner nach dem Einfall der spanischen Konquistadoren. Die aus Afrika importierten Gottheiten wurden christlichen Heiligen zugeordnet. Nicht umsonst nennt man diese Christen «heidnische Christen», da

**«Ich wünsche keine Gefangenen.
Ich wünsche, dass ihr tötet und
niederbrennt.»**

ein Patchwork aus animistischen Religionen, Geistern, Aberglauben und Christentum ihren Alltag bestimmt. Die Religion ist, ähnlich wie im Nahen Osten, wo ein vorislamisches Religionsverständnis gelebt wird, der größte Hemmschuh für Aufklärung und Innovationen. Zivilisatorische Fortschritte müssen stets gegen die Religion erkämpft werden. Wie viele Erfindungen der letzten 300 Jahre stammen aus nicht säkularisierten Ländern?

Es ist das Verdienst des abtretenden Präsidenten Aquino III., dass er sich gegen den erbitter-

ten Widerstand der katholischen Bischofskonferenz durchsetzte und im drittgrößten katholischen Land der Welt das «Reproductive Health Law» einführte. Dieses erlaubt Sexualaufklärung an Schulen und den erleichterten Bezug von Verhütungsmitteln. Obwohl die Bischöfe wie üblich mit der Exkommunikation aller zustimmenden Kongressabgeordneten drohten, setzte sich die Regierung durch. Infolge Armut, religiöser Indoktrination und mangelhafter Bildung leiden die ländlichen Gegenden unter einer unkontrollierten Bevölkerungsexplosion. Arbeitslose Familien mit zehn Kindern sind keine Seltenheit. Die Kinder werden an Verwandte oder Nachbarn abgegeben, im schlimmsten Fall an die Sexindustrie ausgeliehen, oder sie fristen in den Städten ein armseliges Dasein als Strassenkinder ohne Zukunftsperspektive.

Für viele ausländische Investoren sind die Philippinen ein rotes Tuch: Sie dürfen lediglich 40 Prozent an einem Unternehmen halten und sind oft Nötigung oder Erpressung durch Polizeikräfte ausgesetzt. Geschichten von Polizeibeamten, die westliche Firmengebäude betreten und zwei Laptops, einen Flachbildschirm und vier iPhones einfordern, sind keine Seltenheit. Bis vor einigen Jahren exportierte das Land Reis. Nachdem die EU und die USA ihre eigene Reisproduktion subventionierten, brachen die Preise auf den Philippinen zusammen. Heute müssen die Philippinen teuren Reis importieren, und die Verursacher schicken «Entwicklungshilfe»; die Hälfte versickert wie üblich in den Taschen korrupter Politiker. Wenigstens der Tourismus könnte eine bedeutende Einnahmequelle sein, verfügen doch die Philippinen über paradiesische Sandstrände und Naturlandschaften von unglaublicher

Schönheit. Aber Korruption und Kriminalität sind omnipräsent.

Wirtschaftliche Impulse kommen vorwiegend aus den Zentren in Manila und Cebu City, wo internationale Grosskonzerne für Arbeitsplätze sorgen. Allein der indische Branchengigant Aegis People Support beschäftigt in seinen Callcentern Tausende Filipinas. Im Zeitalter der Globalisierung gibt es immer ein Land, das noch billiger ist. Im Gegensatz zu den Indierinnen sprechen Filipinas das verständlichere amerikanische Englisch. Das kommt daher, dass sie die amerikanische Kultur lieben und konsumieren, sie wachsen mit US-Serien, US-Charts und Fastfood auf. Die Sympathie mag verblüffen, haben doch die Amerikaner während des Philippinisch-Amerikanischen Kriegs (1899–1902) rund eine Million Zivilisten getötet. Unter dem Kommando von 26 Generälen, die noch an den blutigen Indianerkriegen teilgenommen hatten, ermordeten sie 20 Prozent der philippinischen Bevölkerung. Oberbefehlshaber General Jacob H. Smith, ein Veteran des Wounded-Knee-Massakers, wollte die ganze Inselgruppe in eine «heulende Wildnis» verwandeln: «Ich wünsche keine Gefangenen. Ich wünsche, dass ihr tötet und niederbrennt; je mehr getötet und niedergebrannt wird, umso

pinas äusserst beliebt.» Jene Filipinas, die in muslimischen Ländern wie Katar oder Saudi-Arabien arbeiten, nehmen sogar in Kauf, dass sie vom ganzen Clan jahrelang vergewaltigt werden und im Falle einer Anzeige auf dem Polizeiposten wegen ausserehelichen Verkehrs ins Gefängnis kommen. Glücklicherweise sind jene, die in freie, säkularisierte Gesellschaften auswandern. Befragt man sie nach ihrem ersten Eindruck, erhält man stets ähnliche Antworten. Vier Genfer Filipinas, die einen Take-away-Stand betreiben, sagen: «Am Anfang war es ein Kulturschock. Hier ist alles sauber und geordnet. Es ist grossartig, wie ihr mit der Zeit umgeht, alles ist perfekt organisiert, hier fühlt man sich sicher.» Vielleicht sollte man ab und zu das eigene Land durch die Augen der Expats betrachten, um die Vorzüge eines funktionierenden demokratischen Rechtsstaates gebührend zu schätzen, denn «die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung derer, die die Welt nie angeschaut haben» (Alexander von Humboldt).

Eine ewige Baustelle bleibt die Insel Mindanao im Süden der Philippinen. Sie ist seit dem 14. Jahrhundert muslimisch. Hier treibt ein chaotischer Haufen durchgeknallter philippinischer und indonesischer Terrorjunkies sein

sagte er emotionslos, «wenn ich an der Reihe bin, dann gehe ich raus.» – «Sie kandidieren für das Amt des Staatspräsidenten. Falls Sie gewählt würden...» – «Dann würde ich nicht 500 töten, sondern 100 000. Und die korrupten Politiker in Manila werde ich auch töten und ihre Leichen in die Manila Bay werfen, um die Fische zu füttern, so dass die Fische fett werden. Gott wird weinen, falls ich Präsident werde.» Mit solchen Aussagen ist er Kult geworden. Man sagt, er sei ein «Mann mit Eiern», gradlinig, absolut unbestechlich, kompromisslos, ein «Dirty Harry» eben.

Zwei Freundinnen

Laut der letzten Umfrage des renommierten Meinungsforschungsinstituts SWS vom 28. November liegt Duterte mit 38 Prozent in allen Landesteilen und Einkommenschichten in Führung. Ein Konkurrent nach dem andern gerät ins Straucheln: Vizepräsident Jejomar Binay ist in einen Korruptionsskandal verstrickt, Grace Poe wurde nachträglich von der Wahlkommission ausgeschlossen, weil diese «plötzlich» Zweifel an ihrer reinrassigen Herkunft hatte. Dutertes letzter Konkurrent ist der vom amtierenden Präsidenten favorisierte Innenminister und Investmentbanker Mar

mehr wird es mich freuen.» *No bad feelings.* Diese Gleichgültigkeit gegenüber den Widrigkeiten des Schicksals prägt noch heute die philippinische Kultur, die wenig Interesse für Vergangenes zeigt: «Wieso soll ich mich für Geschichte interessieren, das ist ja schon vorbei.»

«Ich bin Teil der *death squads*»

Ohne die monatlichen Überweisungen der etwa zehn Millionen Menschen zählenden Diaspora könnten viele Grossfamilien nicht überleben. Während die Männer meistens auf See anheuern oder sich auf arabischen Ölfeldern verdingen, arbeiten die Frauen als Haushälterinnen in Asien, im Nahen Osten oder als Krankenschwestern in Europa und den USA. Die jährlichen Geldüberweisungen von knapp 20 Milliarden Dollar machen heute 9 Prozent des Bruttoinlandproduktes aus. Ein ehemaliger Chefarzt eines Schweizer Universitätsspitals sagt: «Filipinas gehören zu den zuverlässigsten Mitarbeiterinnen, man findet sie heute auch in Operationssälen und Führungspositionen. Bei den Patienten sind Fili-

Unwesen. Sie nennen sich Abu Sayyaf, Moro National Liberation Front, Moro Islamic Liberation Front, Bangsamoro Islamic Freedom Fighters, legen Bomben in Warenhäusern, entführen Schmetterlingsjäger und Biologielehrer und solidarisieren sich abwechselnd mit al-Qaida und dem Islamischen Staat – und berufen sich stets auf den Koran. Immer mehr glauben, dass nur Rodrigo Roa Duterte all diese Probleme lösen kann. Wer also ist Duterte? In einem TV-Interview konfrontierte ihn die Moderatorin mit den Vorwürfen der Justizministerin Leila de Lima, die behauptet, er sei in Davao City für Hunderte von Morden der dortigen Todesschwadronen verantwortlich.

«Wie nahe stehen Sie den *death squads*?», fragte sie. «Ich bin Teil von ihnen», antwortete Duterte gelassen. Die Moderatorin hielt die Antwort für einen Scherz und fragte nach, ob es ihm ernst sei mit dem, was er da soeben gesagt habe. «Ja», sagte Duterte, «wir haben Davao gesäubert. Wenn einer in meine Stadt kommt und ein Kind vergewaltigt, erschiess ich ihn.» – «Haben Sie selber Menschen getötet?» – «Ja»,

Roxas II. Er liegt mit 15 Prozent weit abgeschlagen auf dem letzten Rang und schmiedet angeblich fleissig Intrigen. Kürzlich wurde Duterte vorgeworfen, er sei gleichzeitig mit zwei Frauen verheiratet und habe erst noch eine Freundin. Duterte antwortete, das sei nicht wahr, er habe zwei Freundinnen, und versprach: «I will not be like other presidents.»

Carlos Conde, Verantwortlicher für die Philippinen bei Human Rights Watch, bezeichnet Dutertes Popularität als Folge des Zusammenbruchs von Recht und Ordnung. Bei einer Wahl Dutertes fürchtet er einen Abbau der Menschenrechte. Dan Mariano, ein Politanalyst und Kolumnist in Manila, schreibt, dass die Kriminalität im Land am meisten Ängste schüre. Er traue dem «Punisher» zu, ein «game changer» zu sein. Über den weiteren Spielverlauf entscheiden die Philippinen am 9. Mai 2016.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. In seinem im Herbst erschienenen Roman «Pacific Avenue» beschreibt er zwei Reisen auf die Philippinen, eine im Jahre 1521 an Bord von Magellans «Trinidad» und eine im Jahre 2015 zu seiner philippinischen Verwandtschaft (Wörterersch. 440 S., Fr. 36.90).

Blick in den Meeresspiegel

Der Anstieg der Ozeane sei eine der schlimmsten Folgen höherer Temperaturen, hiess es an der Klimakonferenz in Paris. Diese Warnungen basieren auf falschen Annahmen: Dort, wo tatsächlich Überschwemmungen drohen, hat das wenig mit der Erderwärmung zu tun. *Von Markus Häring*

Überflutung dichtbesiedelter Küstengebiete, versinkende Inseln, sterbende Korallenriffe: All das scheinen dramatische Argumente zugunsten der «Klimarettung» zu sein. Der Meeresspiegelanstieg wird als eine der grössten Gefahren für die Menschheit angesehen. Niemand widerspricht, dass man Katastrophen solcher Art verhindern soll. Doch gelingt das, indem man den CO₂-Ausstoss reduziert?

Schanghai, New Orleans und grosse Teile von Bangladesch liegen nur knapp über Meereshöhe in Flussdeltan. Flussdeltan sind fruchtbare Gebiete, bewohnt von weltweit über 600 Millionen Menschen. Die reichen Grundwasservorkommen werden zur Wasserversorgung und in der Landwirtschaft intensiv genutzt. Schanghai ist deswegen seit 1921 um über 2,6 Meter abgesunken. Die gleiche Übernutzung des Grundwassers findet im Ganges- und im Mississippidelta statt.

Dazu kommt eine natürliche Verdichtung der Sedimente. Die Deltan erfahren so eine Absenkung, die, verglichen mit dem Meeresspiegelanstieg, ein Mehrfaches ausmacht. Und genau solche Gebiete werden zunehmend überbaut. Es ist kein Zufall, dass beim Wirbelsturm «Katrina» die Altstadt von New Orleans verschont blieb. Die ersten Siedler folgten dem gesunden Menschenverstand und bauten auf hochliegendem Terrain. Heute lassen sich Menschen aber zunehmend in überschwemmungsgefährdeten Gebieten nieder – vor allem in Entwicklungsländern mit enormem Bevölkerungsdruck.

Bangladesch braucht Dämme

Die Niederlande trotzen im Rheindelta der Überflutungsgefahr seit Hunderten von Jahren erfolgreich. Mit einer hochentwickelten Wasserwirtschaft und einem grossartigen Deichsystem hat das Land seine Hausaufgaben gemacht. Der Flughafen Schiphol in Amsterdam etwa liegt sechs Meter unter dem Meeresspiegel. Die Niederländer fühlen sich vom Wasser nicht bedroht. CO₂-Reduktion ist der wirkungsloseste aller Ansätze dazu, der Überflutungen Herr zu werden. Tiefliegende Länder wie Bangladesch brauchen vielmehr Dämme.

Bei angeblich bedrohten Südseeinseln liegen die Dinge anders. Es handelt sich in der Regel um Atolle, also Korallenriffe. Korallen sind auf viel Licht und permanente Überflutung angewiesen. Ihr Wachstum findet deshalb vor allem knapp unter der Wasseroberfläche statt. Die harten Kalkgebilde unterliegen der Erosion durch Wind und Wellen. Daraus entstehen die weissen Kalksande, die Kulisse traumhafter

ragen. Die Klimaerwärmung und der ansteigende Meeresspiegel sind ein zu vernachlässigendes Problem für Atolle.

Pegel steigen schon lange

Selbst gemäss dem Extremszenario des Weltklimarates soll der Meeresspiegel nicht mehr als sechs Millimeter pro Jahr ansteigen. Der Anstieg in den letzten hundert Jahren betrug nur 2,3 Millimeter pro Jahr. Der grösste Meeresspiegelanstieg, den man in der jüngeren geologischen Geschichte belegen kann, betrug rund zwanzig Meter in tausend Jahren, also zwanzig Millimeter pro Jahr. Das war vor 15 000 Jahren, gegen Ende der letzten Eiszeit, als ein zwei Kilometer dicker Eisanspanzer über Sibirien und Skandinavien abzuschmelzen begann – ein Gebiet, gut viermal so gross wie Grönland. Das passierte ohne menschliches Zutun und bei einer CO₂-Konzentration, die um vierzig Prozent tiefer war als heute. Seither ist der Meeresspiegel um über hundert Meter angestiegen. Heute ist weltweit nur noch ein Bruchteil der damaligen Eismasse vorhanden. Solch massive Schmelzwasserpulse sind damit ziemlich unwahrscheinlich geworden.

Die Korallen sind zwar da und dort bedroht, unter anderem durch eine Versauerung des Meerwassers. Die Belastung entsteht jedoch nicht durch CO₂, das via Atmosphäre in die Ozeane eingetragen wird, sondern durch lokale Umweltverschmutzung. Ein Beispiel dafür ist die Abfallinsel Thilafushi auf den Malediven, nur wenige Kilometer entfernt von den traumhaften Ferienresorts. Die Übernutzung der fragilen Biotop durch die ansässige Bevölkerung und den Tourismus verursachen das Korallensterben – nicht das CO₂. Insgesamt lenkt der geradezu pathologische Fokus auf CO₂ – ein Gas, das nicht toxisch ist – von den echten Umweltproblemen der Welt ab: dem Bevölkerungswachstum, der direkten Verschmutzung und der Übernutzung von Ressourcen.



Übernutzung der fragilen Biotop: Malediven.

Ferienstrände. Die paradiesischen Landschaften sind durch einen steigenden Meeresspiegel in keiner Weise gefährdet. Denn das Korallenwachstum kann bis zu zehn Zentimeter pro Jahr betragen und ist in jedem Fall um ein Mehrfaches höher als der Meeresanstieg. Inseln, die aus dem Erosionsprodukt von Korallenriffen bestehen, können grundsätzlich nie höher als wenige Meter aus dem Meer heraus-

Markus Häring ist Mitglied der Eidgenössischen Geologischen Fachkommission (EGK) und Autor des Buches «Der 2000-Watt-Irrtum».

Clintons Fifa-Moment

Bill und Hillary Clinton haben schon viele Skandale überstanden. Jetzt gerät ihre Wohltätigkeitsstiftung verstärkt ins Zwielficht. Im Raum stehen strafrechtliche Vorwürfe. Die Affäre wird zum Risiko für die Präsidentschaftsfavoritin der Demokraten. Von Florian Schwab

Der suspendierte Fifa-Chef Joseph Blatter muss derzeit zusehen, wie hohe Funktionäre seiner Organisation und die Fifa selbst in die Fänge der Justiz geraten. US-Justizministerin Loretta Lynch hat ein grossangelegtes «Rico»-Verfahren eingeleitet. Rico steht für die Racketeer Influenced and Corrupt Organizations Act, ein US-amerikanisches Gesetz, das ursprünglich für die Jagd auf die Mafia erlassen wurde. Gegen Rico-Anschuldigungen muss sich auch die Stiftung des ehemaligen US-Präsidenten Bill Clinton zur Wehr setzen. Im März dieses Jahres erstattete der rechtsbürgerliche Polit-Aktivist Larry Klayman Anzeige gegen die Stiftung, den Ex-Präsidenten und seine Ehefrau Hillary. Ein Richter in Florida liess den Fall im Mai zu, wurde aber im August durch einen Bundesrichter, den Bill Clinton während seiner Präsidentschaft eingesetzt hatte, ausgebremst. Klayman hat angekündigt, gegen den Entscheid Beschwerde zu erheben.

Neue Nahrung bekommen die Vorwürfe durch die vom US-Aussenministerium (State Department) veranlasste Veröffentlichung Tausender E-Mails von Hillarys privatem Server. Über diesen führte sie auch sämtliche Dienstkorrespondenz als Aussenministerin, ohne je eine offizielle E-Mail-Adresse des Aussenministeriums zu nutzen. Brisant ist ein Ende Oktober veröffentlichtes Schreiben: «Ich werde Sie über unsere Fortschritte in Haiti informieren – wir werden alle Hilfe brauchen, die wir kriegen können.» Diesen zweideutigen Satz schrieb ein Immobilienentwickler aus Boston am 17. Mai 2011 an die Angestellten von Hillary Clinton, die der damaligen Aussenministerin das Schreiben auf ihre private Adresse hdr22@clintonemail.com weiterleiteten. Das Ziel des Mannes: günstige Staatsfinanzierung für ein Hotelentwicklungsprojekt in Port-au-Prince (Haiti) durch Gelder von Hillarys State Department.

Ein Jahr später sprach ein staatlicher Fonds, dessen Budget im State Department verwaltet wird, Langzeitkredite über 200 Millionen US-Dollar für «ökologisch nachhaltige» Hotelentwicklungsprojekte in Emerging Markets. Pikant: Begünstigte des Kredits, darunter ein Konsortium rund um die Hotelkette Marriott, welches das Hotel in Port-au-Prince baute und betreibt, hatte der Clinton Foundation mehr als zehn Millionen US-Dollar gespendet. An der glamourösen Hoteleröffnung nahm Anfang 2015 für die Stiftung Hillarys Ehemann, der frühere US-Präsident Bill Clinton, teil. Gefälligkeiten der Aussenministerin im Gegenzug für Spenden an die Foundation?



«Noch nicht erzählte Geschichte»: Ehepaar Clinton.

Das E-Mail ist der bisher konkreteste Hinweis darauf, dass die jetzige Präsidentschaftskandidatin private Interessen der Stiftung mit ihren dienstlichen Pflichten als Aussenministerin vermischte. Die Veröffentlichung ist erstaunlich, denn die US-Regierung publiziert nur die dienstliche Korrespondenz, die Hillary über ihre private E-Mail-Adresse geführt hat. Die Triage zwischen «privat» und «dienstlich» nehmen Hillarys eigene Leute vor. Teile werden geschwärzt, so auch im Fall des Bostoner Hotelentwicklers aufgrund von «privaten, persönlichen Interessen».

«Untypisches Geschäftsmodell»

Bereits früher im Jahr hatte der konservative Politikberater Peter Schweizer ein Buch über die Clintons veröffentlicht mit dem Titel «Clinton Cash» zur «noch nicht erzählten Geschichte, wie und warum ausländische Regierungen und Firmen Bill und Hillary reich gemacht haben». Darin analysiert der Autor die Grossspender der Clinton Foundation. Er stösst auf etliche Fragwürdigkeiten. So hat die Clinton-Stiftung während und nach der Amtszeit von Hillary Geldspenden ausländischer Regierungen angenommen, darunter von Staaten mit eher zweifelhaftem rechtsstaatlichem Ruf wie Nigeria, Katar, Saudi-Arabien und Russland. «Inmitten eines russischen Uran-Deals floss Geld in die Clinton-Stiftung», horchte selbst die den De-

mokraten zugeneigte *New York Times* in einem grossen Artikel auf. Ex-Präsident Bill Clinton trat gegen eine Spende von 700 000 US-Dollar für die nigerianische Regierung auf, sobald Hillary im State Department eingezogen war. 2014, als die Empörung über die Vergabe der Fussballweltmeisterschaft 2022 nach Katar in den USA wuchs, spendete das Komitee für Katar 2022 offiziell zwischen 250 000 und 500 000 US-Dollar. Zudem leistete die Regierung von Katar gegen eine Millionenspende zugunsten der Clinton Foundation.

Auch persönlich profitieren die Clintons von ihrer Stiftung. Mehr als 130 Millionen US-Dollar reicher sind sie seit der Stiftungsgründung im Jahr 2002 geworden. Das renommierte *Wall Street Journal* kommentierte nach der Buchveröffentlichung, es sei an der Zeit für eine «formelle Untersuchung» des Amtsgebarens, um auszuleuchten, ob das State Department unter Hillary Clinton nach dem Motto «pay-for-play» funktioniert habe und ob die Clinton Foundation, «zumindes teilweise», als «eine Art Schmiergeldfonds» funktioniert habe.

Auch unter umgekehrten Vorzeichen scheint das Clinton-Prinzip zu funktionieren: Nachdem der Erdölkonzern Exxon Mobil seine jährliche Spende von einer Million US-Dollar an die Clinton Foundation dieses Jahr nicht erneuern wollte, forderte Hillary Clinton, die Firma wegen des von ihr mitverursachten Klimawandels unter Beobachtung zu nehmen. Die führende Zertifizierungsstelle für gemeinnützige US-Organisationen hat die Clinton Foundation kürzlich auf die Liste problematischer Organisationen gesetzt, da deren «untypisches Geschäftsmodell» ihre Kriterien verletze.

Für die Präsidentschaftsambitionen Clintons werden die E-Mails zu einem Risiko. Das FBI ermittelt derzeit, ob über Hillarys privaten E-Mail-Account auch geheime amtliche Informationen ausgetauscht wurden. Falls ja, würde das FBI offiziell Anklage erheben. Über die Zulassung derselben muss Justizministerin Loretta Lynch entscheiden, die als Triebfeder des Fifa-Falls bekannt ist. Wie wird sich Lynch verhalten, wenn es nicht um die Verstrickungen eines privaten Schweizer Sportverbands geht, sondern um den Verdacht, dass US-Regierungsentscheidungen käuflich waren? Die kommenden Wochen werden interessant.

Hillary Clinton selbst nennt die Anschuldigungen in Fernsehinterviews politisch motiviert, ihre Gegner würden «die Axt der Parteilichkeit schwingen». ○

Europas Spaltpilz

Mit der Flüchtlingsmisere und der Terrorgefahr tritt innerhalb Europas immer deutlicher der Ost-West-Gegensatz zutage. Viel zu lange wurden die geschichtlichen Prägungen und traditionellen Eigenheiten der Menschen in den Ost-EU-Staaten vernachlässigt. *Von Reinhard Olt*

Der Flüchtlingszustrom hat wie kein zweiter Vorgang die Schwächen Europas offenbart. Deutschlands Innenminister Thomas de Maizière (CDU) nennt den Schutz der Aussengrenzen «mangelhaft», seine weltanschaulich gleichgerichtete österreichische Amtskollegin Johanna Mikl-Leitner (ÖVP) greint: «Mit dem Kontrollverlust an der europäischen Aussengrenze muss endlich Schluss sein.» Soeben verlangten alle EU-Innenminister, für zwei Jahre wieder generelle Grenzkontrollen einzuführen. Damit wäre das bisher geltende und seit der faktischen Flüchtlingseinladung durch die deutsche Kanzlerin Angela Merkel (CDU) obsolet gewordene Schengen-Grenzregime, welches nur mehr – das darob an den Weltpranger stellte – Ungarn eingehalten hatte, hinfällig.

Im Osten der EU rückt die Visegrad-Gruppe immer enger zusammen, um sich gegen ein sie ausschliessendes «Mini-Schengen», bestehend aus Deutschland, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Luxemburg, zur Wehr zu setzen. Tschechien, Polen, Ungarn und die Slowakei betreiben die Gründung einer «Freunde von Schengen» benannten Vereinigung, welche sich die Einhaltung der Schengen-Regeln sowie die Registrierung von Flüchtlingen, also eigentlich geltende europarechtliche Vertragsregeln, zum Ziel setzt.

Nato ja, Flüchtlinge nein

Die Visegrad-Vier verlangen vom EU-Gipfel am 17. Dezember entschiedene Schritte für eine bessere Überwachung der EU-Aussengrenzen. Strikt lehnen sie die bereits per Mehrheitsbeschluss ins Auge gefasste Umverteilung von 160 000 Asylberechtigten ab, mit der Griechenland und Italien entlastet werden sollten. Bratislava (Pressburg) und Budapest – in Ungarn sind im Rahmen der seit dem 6. November laufenden, von der Fidesz-Regierung initiierten Petition, welcher eine «nationale Konsultation» vorausgegangen war, bereits mehr als eine Million Unterschriften gegen die Aufnahme umzuverteilender Asylanten zustande gekommen – wehren sich mittels Klage vor dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) wider den als Brüsseler Oktroi empfundenen und von ihnen als Verstoß gegen das europäische Vertragsrecht erachteten Beschluss.

Nun ist es ja nicht so, dass die Regierenden der Visegrad-Gruppe sowie jene der baltischen Republiken Estland, Lettland und Litauen mit ihrem Widerstreben gegen Flüchtlinge – in Sonderheit gegen jene aus der Levante und der

islamischen Hemisphäre – und ihrer verbalen Fronde gegen Brüssel, vor allem aber gegen Berlin, allein dastünden. Auch weiter westwärts sind ähnliche Töne zu vernehmen. In Frankreich, wo der Front national der Damen Le Pen – trotz gestiegener Beliebtheit des Präsidenten Hollande seit dessen Kriegserklärung an den IS angesichts des um sich greifenden Kalifatsterror – in Urnengängen immer erfolgreicher wird, ist man alles andere als glücklich über das, was der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán mit Blick auf die deutsche «Wir-schaffen-das-Willkommenskultur» des grosskoalitionären CDU/SPD-Duos Merkel-Gabriel «moralischen Imperialismus» nennt. Und nicht allein aus dem bri-

Die moralisierenden Konstrukte vermögen die Ost-Regierungen kaum zu überzeugen.

tischen Oberhaus sind Bemerkungen überliefert, gemäss denen Deutschland «wieder einmal einen Sonderweg» einschlage.

Wie tief der Graben zwischen «westlichen» und «östlichen» EU-Ländern just in der Flüchtlingsfrage ist, zeigte sich unlängst in Budapest, wo der CDU-Europaparlamentarier Elmar Brok und der Fidesz-Politiker Zsolt Németh, Vorsitzender des aussenpolitischen Ausschusses des ungarischen Parlaments, die Klängen kreuzten. Auf welchem dürftigem Grund das deutsche Begehren nach Weiterrei-

chung eines Teils der Flüchtlinge fusst, wird besonders an der verqueren Verquickung mit gänzlich anderen Themen deutlich; zuvorderst mit der aus Popularitätsscheisse geborenen Idee, die «widerspenstigen» Ost-Länder mit dem Zurückhalten ihnen zustehender Fördermittel aus EU-Fonds zur Aufnahme von Flüchtlingen zu zwingen.

Zwar begab sich Brok nicht auf dieses vom sozialdemokratischen österreichischen Kanzler(darsteller) Werner Faymann – der sich wie kein Zweiter an die sozialdemokratisierte Christdemokratin Merkel klammert – und dem eher linksgewirkten italienischen Regierungschef Matteo Renzi ins Spiel gebrachte Verschreckungsinstrument. Gleichwohl rechtfertigte er, Brok, Orbáns Vorwurf vom «moralischen Imperialismus», indem er die Quotenfrage just an den Hinweis darauf band, dass sich Deutschland bisher mit einem dreistelligen Milliardenbetrag finanziell an der Rettung Griechenlands beteiligt, damit grösste europäische Solidarität bewiesen und daher jetzt selbst Anspruch auf Solidarität habe. Abstrus indes Broks «Verwunderung» darüber, dass sich die Ost-EU-Länder zwar gerne von der Nato schützen liessen, andererseits aber nicht bereit seien, einige tausend Flüchtlinge aufzunehmen.

Dass derart moralisierende Konstrukte die Ost-EU-Regierungen wohl kaum davon überzeugen werden, den westlichen EU-Ländern – zuvorderst Deutschland – aus der Patsche der selbstverschuldeten Flüchtlingsmisere zu helfen, welche, so sie nicht wirksam unterbunden wird, Züge einer Invasion annimmt, hielt denn Németh auch Brok entgegen: Wenn nichts anderes mehr helfe, wollten die «Westler» den «Ostlern» einfach die «richtige» Entscheidung aufzwingen. Mehrheitsentscheidungen mögen für einen Staatenverbund wie die EU auf Politikfeldern wie etwa der Ausgestaltung des Binnenmarktes zwar die dafür unerlässliche Handlungsfähigkeit ermöglichen. In grundlegenden Fragen wie jener, ob Staaten gegen den überwiegenden Willen ihrer Bevölkerung die Grenzen zur Masseneinwanderung öffnen oder nicht, sind sie jedoch zu verwerfen.

Über solche substanziellen Fragen sollte eben nicht ohne Beachtung der Interessen der einzelnen Nationalstaaten entschieden werden. Weshalb sich der ungarische Aussenpolitiker zu Recht dafür aussprach, in Fällen wie der Quotenregelung eher nach Konsenslösungen zu suchen. Machtpolitik, wie sie sich aus der Mehrheitsentscheidung ergäbe, sofern sie tat-



«Ordre de Bruxelles»: mazedonische Grenze.



Züge einer Invasion: Migranten aus der Perspektive einer Drohne.

sächlich griffe, berge das dräuende Risiko des Zerfalls der EU in sich. Eine weitere Forcierung der ohnehin praktisch nicht umsetzbaren Quotenregelung hat (nicht nur) nach Überzeugung Zsolt Némeths das Potenzial, der EU neben Euro- und Flüchtlingskrise eine veritable Ost-West-Krise zu bescheren. Diese hätte die Wirkkraft eines Spaltpilzes.

Der immer deutlicher zutage tretende Ost-West-Gegensatz in der EU zeigt sich auch am Mare Balticum. So wollen mehrere osteuropäische Mitgliedstaaten den Bau eines zweiten Strangs der Pipeline in der Ostsee verhindern, über die Russland Gas nach Deutschland und in die EU liefert; weshalb sich die erhobenen Vorwürfe samt und sonders gegen Berlin richten. Mit dem vom staatlichen Energie-Giganten Gazprom im konsortialen Zusammenwirken mit westeuropäischen Gesellschaften – wozu seit Unterzeichnung eines entsprechenden

Übereinkommens im Sommer dieses Jahres neben dem deutschen Versorgungsunternehmen E.ON und dem niederländisch-britischen Energieriesen Royal Dutch Shell auch der österreichische Energiekonzern OMV gehört – projektierten Bau des zweiten zwischen Wyborg und Greifswald verlaufenden Strangs will Russland die Jahreslieferkapazität für die EU auf 110 Milliarden Kubikmeter verdoppeln.

Der Denkfehler der Westeuropäer

Am empfindlichsten reagiert Warschau. In einem gemeinsam mit der slowakischen Regierung (unter dem Sozialdemokraten Robert Fico) entworfenen Schreiben an den (polnischen) EU-Rats-Präsidenten Donald Tusk und die EU-Kommission fordert die neue polnische Regierung (unter der Nationalkonservativen Beata Szydlo) nicht weniger als einen Stopp des Projekts. Unterstützung erhält das

polnisch-slowakische Begehren von Ungarn, Rumänien und den drei baltischen Staaten als Mitunterzeichnern. Sie werfen insbesondere Berlin vor, die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands über das erklärte Ziel zu stellen, unabhängiger vom russischen Gas zu werden und so die Energiesicherheit der EU zu erhöhen. Zugleich werde die Ukraine, derzeit noch immer das wichtigste Transitland für in die EU geliefertes Gas, geschwächt, und nicht zuletzt sei das Unterfangen auch aus geopolitischen Überlegungen kontraproduktiv.

Man darf gespannt sein, wie sich Brüssel dazu verhält. Anzunehmen ist, dass sich die Kommission dem Argument Berlins anschliesst, laut dem es sich um ein «rein kommerzielles Projekt» handle, die Entscheidung darüber daher allein den beteiligten russischen und europäischen Unternehmen zustehe. Wenngleich Flüchtlingskrise, Terrorgefahr und der drohen-

Flüchtlingskrise, eidgenössische Wahlen, Terrorakte in Europa und im Nahen Osten:
Je unübersichtlicher die Zeiten, desto wertvoller ist eine Zeitung, die sich nicht damit begnügt,
zu berichten, was alle schon wissen, sondern die sich jeden Tag darum bemüht,
Stellung zu beziehen und den Dingen auf den Grund zu gehen.
Sichern Sie sich jetzt umfangreiche Berichterstattung.

**Und gewinnen Sie zudem mit etwas Glück ein exklusives Wochenende
im Grand Hotel Les Trois Rois Basel.**



**Auf baz.ch/weihnachten das passende Abo auswählen.
Abonnieren und profitieren.**



«Moralischer Imperialismus»: Tusk, Sobotka, Kopacz (v.l.), Orbán (r.) am Visegrad-Treffen in Brüssel.

de Austritt der Briten aus der EU «vorrangigere» Themen auf in immer kürzeren Abständen einberufenen Gipfeltreffen sind, bleibt auch das «Handling» von «Nord-Stream 2» eines der Elemente des sich manifestierenden Ost-West-Gegensatzes in der Union.

Man kann bei alledem dem Westen (der EU und insgesamt) und seinen Staaten- und Wirtschaftskernen den Vorwurf nicht ersparen, sich hinsichtlich der in die Union aufgenommenen Ost-Staaten nicht wirklich mit Bedürfnissen, Interessen und Sehnsüchten der darin lebenden Menschen und deren Bewusstsein von nationaler Zusammengehörigkeit auseinandergesetzt, ihre und ihrer Regierungen nationale Leidenschaften unterschätzt und/oder nicht genügend Rücksicht auf die jeweiligen traditionellen Eigenheiten genommen zu haben. Woher rührt die westliche Ignoranz gegenüber dem östlichen Nationalen? Nach dem Zweiten Weltkrieg gewann die Vorstellung Raum, im Zuge der Europäisierung verschwinde allmählich der Nationalstaat; man glaubte, die «nationale Frage» sei als eine Erscheinung des 19. und des 20. Jahrhunderts für das 21. längst beantwortet.

Stattdessen erwies es sich, dass seit Öffnung des Drahtverhaues an der ungarisch-österreichischen Grenze 1989 zwar die Friedhofsruhe der Völker unter der Pax Sovietica beseitigt worden und dass unter (zum Teil kriegerischem) Lärmen auseinandergebrochen war, was bis dahin mehr oder weniger mit der Ideologie vom neuen sowjetischen Menschen zusammenzuschweissen versucht worden war. Doch da der Terror des marxistisch-leninistischen Internationalismus gewichen war, meldeten sich dort Nationen und Völkerteile zu Wort, die es eigentlich gar nicht mehr hätte geben dürfen, hätte das kommunistische Weltbild vom Aufgehen in einer neuen, friedliebenden und allen zwischennationalen Hader hinter sich lassenden Menschengemeinschaft gesiegt.

Vor allem die (westeuropäische) Linke – aber nicht nur sie – leistete mit der theoretisch-ideologischen Fixierung auf eine «multikulturelle Gesellschaft» der Blickverengung Vorschub, die bis in unsere Tage den politischen und den medialen Mainstream beherrscht. Mit dem Sezessionismus im Osten und den militärischen Auseinandersetzungen auf dem Balkan stürzte ein, was die von dem Georgier Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili (Stalin) mit brachialer Gewalt ins Werk gesetzte Fiktion von der Aufhebung der nationalen Gegensätze durch die Schaffung des Homunkulus «Sowjetmensch» bezweckte – eine Fiktion, die letztlich in der Assimilation, also der Verschmelzung der «Sowjetvölker» ihre quasi eschatologische Endbestimmung erhalten sollte, damit aber auf nichts anderes denn in deren Aufgehen im

Unzählige Generationen ihrer Vorfahren waren im Kampf gegen die Heere des Sultans verblutet.

Russentum hätte hinauslaufen sollen. Des Kroaten Jozip Broz (Tito) balkanische Spielart ebenjener übertragenen volklichen Sowjetisierung, der «Jugoslawismus», war gleichermaßen auf die Einebnung der nationalen Eigenheiten und die Verwischung der kulturellen Traditionen des Vielvölkerstaats gerichtet – unter der gesellschaftlichen Dominanz und Observanz des Grossserbentums.

Während sich im Westen die Nationalstaaten überlebt zu haben schienen – die Völker setzen dem Streben ihrer Regierungen, aus geschichtlicher Erkenntnis heraus in freien Stücken unter dem europäischen Dach zusammenzufinden, ohne damit in einen Schmelztiigel zu geraten, vergleichsweise wenig entgegen –, sind die Völker Ost- und Südosteuropas jedoch noch immer dabei, erst einmal den Sowjetismus völlig abzu-

streifen und ihr jahrzehntelang unter Zwang verborgengehaltenes nationales Zusammengehörigkeitsgefühl verwirklichen zu können. Der Denkfehler in den Köpfen der Westeuropäer, der westlichen Welt überhaupt, bestand derweil darin, zu glauben, Gebilde wie die einstige Jugoslawische Föderation oder die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken hätten, sobald dort die Fesseln des Kommunismus nur abgestreift seien, sogleich etwas gemein mit der Europäischen Gemeinschaft (EG) und der EU als deren Weiterentwicklung. Und die darein Aufgenommenen – sowie aus den Fördertöpfen Alimentierten – hätten sozusagen die Pflicht und Schuldigkeit, auf ewig dankbar – «solidarisch» – zu sein, sich also unterzuordnen und ihren nationalen Interessen zu entsagen.

Unüberbrückbare Gegensätze

Besonders an der Flüchtlingsmisere und dem damit verbundenen Aspekt der aufteilungs-politischen Mehrheitsentscheidung wird deutlich, was gemeint ist, wenn sich in Tallinn, Riga, Wilna, Warschau, Prag, Pressburg, Budapest, Bukarest und Sofia – und wohl nicht allein dort – mehr und mehr das Gefühl zur Gewissheit verfestigt, Moskau zwar noch immer nicht ganz entronnen, dafür aber zum Befehlsempfänger Brüssels geworden zu sein. Daher kann es für die Slowakei, gemäss ihrer Verfassungsbestimmung als «christliche Republik» und dem Beharren ihres mit absoluter Mehrheit – welche er bei der Parlamentsneuwahl am 5. März 2016 erhalten wissen möchte – ausgestatteten sozialdemokratischen Regierungschefs Fico, nicht in Frage kommen, per «ordre de Bruxelles» zur Aufnahme von Muslimen gezwungen zu werden.

Ähnliches gilt für die national- und geschichtsbewussten Ungarn. Unzählige Generationen ihrer Vorfahren waren im Kampf gegen die Heere des Sultans verblutet. Das einstige Königreich hatte zudem die Teileingliederung in das osmanische Imperium hinnehmen müssen. Schliesslich hatte man sich nach Jahrhunderten vom türkischen Joch befreit. Und im zweiten Dezennium des 21. Jahrhunderts soll sich die Nation unter dem Gebot einer «moralischen Imperialistin» in Berlin der Durchmischung mittels islamischer Massenimmigration und das Ungarntum insgesamt dem Druck Brüsseler Zwingherren preisgeben? Da sei die nationalkonservativ-christdemokratische Regierung Orbán vor.

In dieser Art west-östlichen Diwans mache sich niemand etwas vor – so sich die fundamentalen immanenten Gegensätze nicht überwinden lassen, ist die EU in ihrer derzeitigen Beschaffenheit und Gestalt am Ende, bevor ihre Zukunft begonnen hat.

Reinhard Olt gehörte 27 Jahre der Redaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* an, davon 18 Jahre als deren Wiener Korrespondent. Seit 2012 lehrt er an österreichischen und ungarischen Hochschulen.



Hilflos wie ein geprügelter Hund: Wladimir Klitschko im Ring gegen Tyson Fury (l.), 28. November 2015.

Zwei Fäuste und ein Halleluja

Wenn Gott in seiner Ecke stehe, sagt Tyson Fury, sei er unschlagbar. Im Kampf Mann gegen Mann hat das immer geklappt. Doch im Shitstorm, der nun über den neuen Box-Weltmeister hereingebrochen ist, kann er nur verlieren. *Von Wolfgang Koydl*

Ein Mann wie aus einem Albtraum: gross, gefährlich, aggressiv. Neben seinen 2,06 Metern Körpergrösse und den 120 Kilogramm Muskelmasse schrumpfen auch stattliche Kerle auf Zwergenmass. Der massige Schädel ist kahlrasiert, dem Mund entströmen pausenlos Drohungen und Beleidigungen, und die Hände sind so breit und hart wie Bratpfannen aus Gusseisen. Der britische *Guardian* verglich ihn gar mit Grendel, dem trollartigen Ungeheuer aus der «Beowulf»-Sage.

Nein, ein netter Typ scheint Tyson Fury, der neue Weltmeister im Box-Schwergewicht,

wahrhaftig nicht zu sein. Vielmehr wird er seinem Namen gerecht: Den Vornamen gab ihm sein ebenfalls boxender Vater zu Ehren des Ohrenbeissers Mike Tyson, der Nachname bedeutet auf Englisch so viel wie «rasender Zorn». Den stellt der 27 Jahre alte Brite allerdings lieber ausserhalb des Rings zur Schau als innerhalb der Seile. Dort zerlegt er seine Gegner mit mathematischer Präzision und arktisch kühler Selbstdisziplin. Zuletzt demonstrierte er den als unbesiegbar geltenden Wladimir Klitschko, dem Fury seine WM-Gürtel abknöpfte. Der Ukrainer hielt zwar

über die volle Distanz von zwölf Runden mit, sah aber über weite Strecken so hilflos aus wie ein geprügelter Hund.

Donald Trump der Box-Szene

Seinen Ruf als ein wie aus der Zeit gefallenes Scheusal hat Fury mit öffentlichen Äusserungen zementiert. Eines der harmloseren Beispiele ist sein Spruch, dass ihm Frauen am besten «in der Küche» oder «auf dem Rücken» liegend gefallen. Die Legalisierung der Homosexualität und der Abtreibung jedenfalls sieht der Katholik als Warnzeichen dafür, dass schon



Sportler des Jahres» nominiert wurde: In Windeseile unterzeichneten mehr als 130 000 Briten eine Petition, in der die TV-Anstalt aufgefordert wird, Fury vom Wettbewerb auszuschliessen. Der Nominierte reagierte auf den Shitstorm wie erwartet und mit Worten, die in einer Familienzeitung nicht mehr gedruckt werden können.

Tatsächlich schlägt es selbst hartgesotenen Machos den Atem, wenn Fury erst einmal loslegt. Schon vor Jahren erregte er Aufsehen, als er mitteilte, dass er seine eigene Schwester «aufhängen» würde, wenn sie «für jeden Tom, Dick oder Harry die Beine breit machen» würde. Denn damit würde sie Schande über die Familie bringen. Sein Frauenbild altmodisch zu nennen, wäre untertrieben. «Sie macht die Hausarbeit, putzt, kocht fünfmal am Tag für mich und kümmert sich um die Kinder», beschrieb er seine Ehefrau, eine beeindruckende, knapp 1,80 Meter grosse Blondine, die auf denselben Vornamen hört wie die Hotelierbin Paris Hilton. Seine Kinder heissen – nicht weniger exotisch – Venezuela und Prince. «Ich weiss, eine normale Frau würde dieses Leben nicht ertragen, sie würde sich einmischen wollen, sie möchte Eier haben wie ein Mann. Aber damit sind wir nicht einverstanden», schloss er seine Erläuterungen ab.

«Wir sind Aliens»

Mit «wir» meint Fury zum einen sein Volk der Zigeuner, das er nie politisch korrekt als Sinti und Roma bezeichnen würde, und zum anderen seine fundamentalistisch-christlichen Glaubensbrüder, die alle Aussagen der Bibel wörtlich nehmen. Beide Stränge passen zusammen, denn auch Zigeuner pflegen ein erkonservatives, patriarchalisches Weltbild. «Wir Zigeuner mögen dieselbe Hautfarbe haben und dieselbe Sprache sprechen [wie die Briten]», erklärte Fury einmal das Verhältnis zur Mehrheitsbevölkerung. «Aber tief drin sind wir uns gar nicht ähnlich. Wir sind Aliens.»

Wer ihn besser kennt, entdeckt hinter Furys monströsem öffentlichen Erscheinungsbild oft einen frommen, nachdenklichen und überraschend zärtlichen Menschen, der an Selbstzweifeln und an Depressionen leidet. So unterschiedliche Quellen wie die brave Kirchenzeitung *Catholic Herald* oder der schon von Berufs wegen zynische britische PR-Mann Max Clifford mahnten, dass man bei Fury Show und Privates strikt trennen müsse. «Ich halte das Leben manchmal für sinnlos», vertraute der Boxer einmal der katholischen Zeitschrift an. «In einem Augenblick fühle ich mich überglücklich, im nächsten möchte ich mich in mein Auto setzen und mit hundert Meilen pro Stunde in eine Mauer rasen.»

Dass er je etwas anderes werden könnte als Boxer war schon bei seiner Geburt ausge-

schlossen. Die Furys blicken auf Generationen von Faustkämpfern zurück, die bereits im 19. Jahrhundert auf Jahrmärkten in Irland und England mit blossen Fäusten auf den Gegner losgingen. An solchen illegalen *bare-knuckle fights* nahm noch bis vor wenigen Jah-

«Jedes Mal, wenn ich in den Ring steige, weiss ich, dass es um Leben und Tod geht. Er oder ich.»

ren Tysons Vater, «Gypsy» John Fury, teil. Derzeit sitzt der alte Herr im Knast, weil er einem Kontrahenten bei einem solchen Kampf ein Auge ausgeschlagen hat. «Ich hoffe, dass ihn mein Gewinn des Weltmeistertitels ein bisschen aufbaut», meinte Tyson letztthin.

Brutalität und Nächstenliebe

Zu Gott fand Tyson Fury vor einigen Jahren, als ihn sein Onkel Ernest, ein wiedergeborener Christ und Erweckungsprediger, bekehrte. Im Elternhaus hatte die Religion keine Rolle gespielt. Doch nun hat Fury unter anderem die Gewissheit, dass im Ring «Gott in meiner Ecke» steht, ihm Kraft gibt und ihn unbesiegbar macht. Das findet er umso wichtiger, als er sich der Risiken seines Sports bewusst ist: «Jedes Mal, wenn ich in den Ring steige, weiss ich, dass es um Leben und Tod geht. Er oder ich. Leute sterben in diesem Ring», sagte er einmal. «Aber wenn mir etwas zustossen sollte – ich habe Glück, denn ich habe Gott gefunden.»

Kein Problem hat er damit, dass die Brutalität des Boxens und die Gebote christlicher Nächstenliebe einander eigentlich ausschliessen. «Ich muss für eine Frau und zwei Kinder sorgen, und wenn das bedeutet, dass ich dich im Ring umbringen muss, dann werde ich das halt tun müssen», hatte er Dereck Chisora angedroht, bevor er ihm seine beiden WM-Gürtel abnahm. Solche Sprüche, beschwichtigte Fury, gehörten nun mal zum Geschäft. «Ausserdem gibt uns Gott unsere Talente, und ich nutze meine nach den Kräften», beschied er Kritiker. Was die Nächstenliebe angeht, so schliesst Fury nach eigenen Worten auch seine Gegner in seine Gebete ein: «Ich bete jeden Abend um Vergebung, Liebe und Erkenntnis. Vor einem Kampf bete ich für meine Gegner, dass sie stark und gesund sind und einen guten Fight liefern können.»

Bei seinem Kampf gegen die Zehntausenden, die ihn als Sportler des Jahres verhindern wollen, helfen ihm allerdings offenbar keine Gebete. Inzwischen hat Fury das Handtuch schon geworfen: «Hoffentlich gewinne ich nicht, denn ich bin wirklich nicht das beste Vorbild in der Welt für Kinder», twitterte er. «Gebt den Preis jemandem, der ihn wirklich schätzt.» Da klingt das Scheusal plötzlich doch ganz zahm. ○

bald Luzifer die Weltherrschaft übernimmt. Solche und andere Sprüche machen den Briten mit den irischen Zigeuner-Wurzeln zum Gegenstück der allzeit politisch korrekten und politisch aktiven Klitschko-Brüder Wladimir und Witali. Wenn diese so etwas sind wie die Nelson Mandelas der Box-Szene, so ist Fury deren Donald Trump.

Ähnlich wie der amerikanische Präsidentschaftskandidat sagt auch der Boxer ungeschminkt, was er denkt: zu Frauen, Schwulen oder Pädophilen. Für Letztere hat er sich eine, wie er es nennt, «korrekte» Strafe ausgedacht: «Sperrt sie zusammen mit mir in einen Raum, und gebt jedem von uns einen Hammer.» Sicher gibt es Leute, die diesem Vorschlag applaudieren, aber im Allgemeinen gilt Fury in traditionellen wie sozialen Medien als «sexistisch», «homophob» oder schlicht «untragbar». Noch grösser wurde der Sturm der Entrüstung, als der Boxer kürzlich für die Auszeichnung als «BBC-

Single Bells

Sie sind alleinstehend? Und das nicht nur, weil Sie sich nichts Schöneres vorstellen können? Dann tut uns das leid, vor allem jetzt. Ein paar Tipps zur Paarung für kurz vor Weihnachten.

Von Claudia Schumacher



Leise Stimme der Sehnsucht.

Die Weihnachtszeit ist für Singles eine besondere Prüfung. Man kehrt zurück in das Haus der Eltern. Ohne Aufforderung fragen Verwandte und Nichtverwandte im Chor: «Noch immer nicht unter der Haube?» Es gibt schönere Erfahrungen.

Zum Beispiel, morgens neben jemandem aufzuwachen, der einen in den Arm nimmt – so ganz ungeschminkt, wie man ist. Oder abends jemanden zu haben, der einem die eigentümlich unstrukturiert erzählten Büroabenteuer vom Bostitch mit der verhakten Klammer («Aber dann! Mit der Schere habe ich sie rausbekommen!») oder vom heissgelaufenen Papierschredder («Keine Ahnung, was die Kanzlei für Leichen im Keller hat!») wenigstens mit halbverhohlenem Desinteresse abnimmt («Ah ... haben wir eigentlich noch Gruyère?»). Jemanden, der stets seine Socken liegenlässt und einen zur Weissglut treibt.

O. k., das Pferd will vielleicht eher von hinten aufgezümt werden: Sie sind Single – na und? Sie sind unabhängig, eine Speerspitze der Unverbogenheit. Sie schreiten in einer Welt der zerstrittenen Paare einsam, doch erhobenen Hauptes nach vorne, immer nach vorne. Nur, wenn da halt doch eine leise Stimme der Sehnsucht in Ihnen nach Zweisamkeit ruft und begonnen hat, melancholische Winterweisen zu singen, ist dieser Text hier vielleicht etwas für Sie.

Die Gratis-App — Jeder kennt mindestens jemanden, der ein Paar kennt, das sich über Tinder kennengelernt hat. Wenn Sie sich im fortpflanzungsfähigen Alter befinden, ist die Wahrscheinlichkeit nicht klein, dass Sie die beliebteste Paarungs-App selbst auf Ihrem Smartphone führen: Geschätzte 50 Millionen Menschen weltweit nutzen Tinder regelmä-

sig. In der Schweiz sind es pro Tag 20 000 Menschen. Die meisten von ihnen sind zwischen 18 und 34 Jahre alt.

Falls Sie Tinder noch nicht kennen: Nachdem man die App heruntergeladen und sich angemeldet hat, werden einem Menschen des Geschlechts vorgeschlagen, für das man sich inter-

Sie werden auf sehr viele Männer treffen, die nur mit Ihnen schlafen wollen.

essiert. Man kann den Such-Umkreis einstellen und damit gezielt Leute in der Umgebung finden. Von diesen bekommt man ein Bild gezeigt. Wischt man es nach rechts, ist das ein Ja. Wischt man nach links, ist das ein Nein. Wird man von einer Person, die man bejaht hat, auch bejaht, kommt die Meldung: «It's a match!» Das heisst,

zwei haben sich gefunden. Jetzt kann man einander schreiben. Aber Vorsicht.

Risiko Nummer eins: Wenn Sie eine Frau sind, werden Sie auf sehr viele Männer treffen, die nur mit Ihnen schlafen wollen und entsprechende Nachrichten schicken. Wenn Ihnen das zusagt: Glückwunsch! Wenn nicht, weil Sie nach einer festen Bindung suchen, haben Sie bei Tinder ein zweites Problem: 42 Prozent der Menschen dort sind bereits liiert, 30 Prozent sogar verheiratet. Und, auch das: Die Tinder-Paare, die man aus dem Freundeskreis kennt, sind leider selten die besten.

Denn die Zusammenführung der Menschen bei Tinder läuft über oberflächliche Koordinaten wie Alter und Wohnort – und über die Entscheidung, ob einem die Person aufgrund des Fotos und der paar Infos, die eventuell im Profil stehen, spontan zusagt. Letztlich findet man über Tinder also nicht unbedingt den Topf zu seinem Deckel, sondern nur irgendwen, der gerade um die Ecke ist. Glück kann man immer haben, keine Frage. Aber falls Sie den Partner fürs Leben in einem geschützteren Rahmen finden möchten, lesen Sie gerne weiter.

Seriöse Partnerbörsen — Die beliebtesten unter den seriösen Dating-Portalen sind Parship und Elitepartner. Jeder kennt jemanden, der ein Paar kennt, das sich über eine dieser Plattformen gefunden hat. Diese Paare sind selten die schlechtesten.

Zur Ausbreitung von Power-Paaren, die sich auf Partnerbörsen fanden und deren Leben sich anschliessend zusammenfalteten wie eine linke und eine rechte Hand zum Gebet, werden bereits sozialkritische Texte geschrieben. Wenn der Neid einsetzt, ist das die ultimative Erfolgsbescheinigung: «Das zu perfekte Paar» betitelte die NZZ am Sonntag in diesem Jahr einen Text, der sich kritisch damit auseinandersetzt, dass eine steigende Zahl an Menschen ihr Ebenbild über das Internet findet und dadurch der Pilot «mit seiner Co-Pilotin» und «der Arzt mit der Ärztin» zusammenkommt, wodurch immer weniger Stewardessen und Arzthelferinnen geheiratet werden, was der sozialen Mobilität schadet und bla, bla, bla...

Ja, Sie haben richtig gehört! Im Internet können Sie Ihr Ebenbild finden! Es ist okay, wenn Sie jetzt jubeln. Denn Sie sind spitze und haben jemanden verdient, der genauso spitze ist wie Sie. Also: Wählen Sie ein Dating-Portal. Parship und Elitepartner fallen beide in die Kategorie der seriösen Anbieter. Sie sind kostenpflichtig, aber marktdominierend, heisst: Hier fischen viele Fische. Das wollen Sie, denn Sie nehmen nicht jeden. Sie brauchen entsprechend Auswahl.

Bei der Anmeldung müssen Sie einen psychologischen Test machen: Tun Sie dies ehrlich. Aufgrund des Tests werden Ihnen potenzielle Partner zugeführt. Wenn Sie lügen,

müssen Sie aus Gründen des Zusammenpassens die krude Hoffnung hegen, einen Menschen zu finden, der ebenfalls lügt – nur wird es dann schnell kompliziert. Authentizität siegt. Unverschämte Verschönerungsprozeduren fliegen mittelfristig auf. Wenn Sie – wie viele Männer – Ihr Gehalt nach oben mogeln, wird die Dame das irgendwann merken. Und wenn Sie – wie viele Frauen – Ihr Profilbild aus einem übertrieben vorteilhaften Winkel aufnehmen, der Sie zehn Kilo leichter aussehen lässt, wird der Mann den Schreck beim ersten Date kaum verbergen können. Damit verletzen Sie sich unnötig selbst. Lassen Sie diesen Quatsch, haben Sie aber Grund zur Hoffnung. Alle elf Minuten verliebt sich der Werbung zufolge ein Single über Parship.

Die reale Welt — Sie ist ein Paarungsparkett, auf dem vor allem Männer tanzen. In nichtvirtuellen Bars, in Klubs und an Eintrittswarteschlangen sprechen sie Vertreterinnen der Damenwelt an, um in der Regel zeitnah von ihnen abgewiesen zu werden. Den Mut dieser Kerle in Ehren, bedenken Sie: Die reale Welt hat ein ähnliches Problem wie Tinder. Sie

**Es heisst nicht umsonst:
«Stecke deinen Füller nicht
in Firmentinte!»**

funktioniert nach dem Zufallsprinzip. Viele Frauen stehen zufällig angespültem Testosteron nun einmal misstrauisch gegenüber. Nicht ganz zu Unrecht. Jeder könnte ein Axtmörder sein, wer weiss das schon. Die nichtvirtuelle Welt birgt noch mehr Probleme: Unter Alkoholeinfluss trifft man selten vernünftige Entscheidungen, womit sich die meisten Socializing-Events für langlebige Paarungsakte weniger eignen. Einigermassen gut sind Firmenfeiern: Hier treffen sich Menschen auf Augenhöhe und mit teils ähnlichen Interessen. Allerdings heisst es nicht umsonst: «Stecke deinen Füller nicht in Firmentinte!» Missglückt die Paarung unter Kollegen, belastet die miese Stimmung schnell den Arbeitsalltag.

Trotz der Vorbehalte gegen die Wildnis draussen, ein Rat für Sie als Jäger: Nähern Sie sich Frauen nie ohne Respekt – und beobachten Sie gut! Dann fällt Ihnen vielleicht ein persönlicher Spruch ein, der eine Gesprächsbrücke baut. Ein Schweizer Filmkritiker sprach eine Frau in der Bar folgendermassen an: «Du siehst aus wie Julie Delpy in <Before Sunrise>!» Genialer Schachzug. Er schmeichelte ihr (wer sähe nicht gerne aus wie Delpy). Gleichzeitig schlug er eine Gesprächsbrücke zum eigenen Hauptinteresse, dem Film. Hätte er nur gesagt: «Du bist aber eine geile Blondine!», wären die beiden heute wahrscheinlich nicht verheiratet. – *Bonne chance!* ○

DIE WELTWOCH

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



Available on the
App Store

ANDROID APP ON
Google play



«Irgendwas liegt da in der Luft»: Frank Sinatra bei der Eröffnung des «Dunes Hotels», 1955.



Liebeskummer in Vegas

Von Thomas Wördehoff

Er war «The Voice», er war «Ol' Blue Eyes», er war Ava Gardners tragischer Galan, er war ein Drittel Rat Pack, er war der Freund der Mafia – und er war eben auch Hotelier. Dem Spielerparadies Las Vegas verlieh er tatsächlich einen Hauch aristokratischer Noblesse, immerhin gehörte sein Geburtsort Hoboken (da stand übrigens Amerikas erste Brauerei) schon fast zu New England.

Vor sechzig Jahren, am 10. September 1955, machte er es sich in der Lounge des «Dunes Hotel» inmitten von elf Elfen als Sultan bequem, um die Eröffnung des Hotels zu krönen. Sinatra, gerade auf der Höhe seines Könnens und seiner Karriere, agierte gewissermaßen als Leihgabe des nahegelegenen Konkurrenten «Sands», dessen Eigner dem gerade im Mai eröffneten «Dunes» jovial zur Seite sprangen. Das «Dunes» lief nämlich nur schleppend an, und da zahlt sich echte Nachbarschaftshilfe eben aus, fand auch Sinatra, der Anteile am «Sands» besass.

Des Hoteliers melancholischer Blick ins Leere ist denn auch weniger dem zarten Handgemenge geschuldet, das sich in seiner Umgebung zwangsläufig entwickeln musste – der Mann durchlitt die Krise seines Lebens. Frankie ging auf dem Zahnfleisch: Seit über einem Jahr zog sich die komplizierte Scheidung von seiner Lebensliebe Ava Gardner schon hin.

Zum Glück war ihre Affäre mit dem spanischen Torero Luis Miguel Dominguín vorbei und vorüber. Doch die Wunde war längst nicht verheilt: Der knapp vierzigjährige Wunderknabe hatte immerhin einen Selbstmordversuch hinter sich – er wurde von seinem Liebblingssongwriter Jimmy Van Heusen («Swinging on a Star») in einem Fahrstuhl entdeckt und gerettet.

«Wenn Sinatra in Las Vegas auftaucht, ist da eine bestimmte Elektrizität zu spüren, erinnerte sich der Filmregisseur Billy Wilder später. Als wäre Mackie Messer in der Stadt, irgendwas liegt da in der Luft.» Das spürte wohl auch der Meister: Noch am Tage der abendlichen Show probierte der Sultan des Swing pünktlich nachmittags 14.30 Uhr bis kurz vor dem Vorhang peinlich genau jede Nummer durch, in voller Besetzung.

Das waren die Tage, als Sinatra der liebestraurige König von Vegas war. 1957 wurde die Ehe mit Ava geschieden. Und etwa zur gleichen Zeit engagierte das «Dunes» die berühmten Minsky's Follies, die ersten Tänzerinnen, die oben ohne agierten. Das Zeitalter der hoffnungslosen Romantiker war endgültig vorbei.

Apropos: Bücher des Jahres

In der letzten Ausgabe haben wir sechs Seiten mit persönlichen Buchempfehlungen publiziert. Hier noch drei zusätzliche Tipps.

Eric Scheidegger, Vizedirektor Seco



Mein Buch des Jahres ist schon älter. Aber da sich der Autor für seine Meisterwerke mindestens ein halbes Dutzend Jahre Zeit nimmt, ist das Wunder von 2012 noch tafrisch. Christoph Ransmayr entführt mich auf Expeditionen, die eigentlich nur wenigen Menschen mit vergleichbarem Beobachtungsgenie vorbehalten sind. Ob die Episode im Nachbarland Österreich spielt, in Laos oder auf der Isla Robinsón Crusoe am anderen Ende der Welt: Die fesselnde Poesie und die detailbesessene Sprachgewalt des Meisters überwältigen selbst sachbuchfixierte und tendenziell literaturfaule Ökonomen. Die siebzig kurzen Geschichten sind nicht Kurzfutter, sondern Komposition. Jede Erzählung weckt das Bewusstsein für die Erhabenheit der Natur und der Menschlichkeit.

Christoph Ransmayr: Atlas eines ängstlichen Mannes. S. Fischer. 464 S., Fr. 38.90

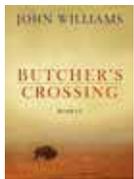
David Schnapp, Gastrokritiker



Wenn man sich – warum auch immer – für ein einziges Kochbuch entscheiden müsste, dann fiel meine Wahl auf Marcella Hazans «Klassische italienische Küche». Der kleine, feine Schweizer Boutique-Verlag Echtzeit hat den Welterfolg der Kochliteratur soeben neu aufgelegt. Es ist ein sorgfältig gestaltetes Buch, und Hazans Rezepte sind an Vollständigkeit schwer zu überbieten. Sie beinhalten sowohl Kochschule, Produktkunde und Techniken wie auch Ideen für jede Gelegenheit, vom Salat über einfache Pastasaucen bis zu aufwendigen Schmorgerichten. Damit kann man die italienische Küche entdecken oder die Freude am Kochen an sich.

Marcella Hazan: Die klassische italienische Küche. Echtzeit. 604 S., Fr. 58.–

Benjamin Bögli, Journalist



Die deutsche Übersetzung des Westerns «Butcher's Crossing», den John Williams 1960 veröffentlichte, erschien erst 2015. Der Erzählstil ist episch, der Inhalt relevant, die Sprache atemberaubend. Es geht um einen aus Boston stammenden Intellektuellen, der sich weit weg von der Grossstadt auf das Abenteuer seines Lebens einlässt. Williams beschreibt einen Selbstfindungstrip zu einer Zeit, in der es diesen Begriff noch gar nicht gab. Das macht das Buch besonders.

John Williams: Butcher's Crossing. DTV. 368 S., Fr. 31.90

Literatur

Blut und Wasser

Joël Dicker stürmt auch mit «Le Livre des Baltimore» die Bestsellerlisten. Der dreissigjährige Westschweizer gehört bereits zu den erfolgreichsten Schriftstellern des Landes. Von Pia Reinacher

Die geistreichste und selbstironischste Information zu diesem unerhörten Senkrechtstarter findet sich versteckt in einem Interview mit der Zeitung *Le Matin Dimanche*: Ja, auch er selbst habe ein kompetitives Naturell, gibt Joël Dicker zu. Er sei besessen von Neid und Eifersucht. Das beginne bereits beim Joggen, wenn er leichthin von einem Typ mit schönem, muskulösem Körper überholt werde – während er selbst Blut und Wasser schwitze. Wenn das passiere, sei er imstande, kurz innezuhalten und so zu tun, als ob er sich die Schnürsenkel binde – um nicht als Verlierer dazustehen!

Dabei hat der dreissigjährige Schriftsteller keinen Grund, eifersüchtig zu sein. Auf seinem Terrain schlägt er sie alle. Sein vor drei Jahren erschienener Roman «La Vérité sur l'Affaire Harry Quebert» wurde in vierzig Sprachen übersetzt. Drei Millionen Exemplare wurden verkauft, davon allein anderthalb Millionen in französischer Sprache. Drei Jahre war er auf der ganzen Welt auf Promotionstour. Sein Pariser Verleger Bernard de Fallois wollte, dass er begreife, wie die Welt der Verlage funktioniere. Als Joël Dickers neuer Roman, «Le Livre des Baltimore», für Anfang Oktober angekündigt wurde, überschlugen sich welsche und französische Medien vor Begeisterung. Das Buch katapultierte sich auf Platz eins der Bestsellerlisten. Dicker wurde in renommierte Literatursendungen wichtiger französischer Sender eingeladen. Die Diskussionen waren begeistert bis frenetisch, alle sprachen vom «hochbegabten Schweizer», und die Literaturredaktoren berichteten – und das ist das eindeutigste Indiz für den Erfolg –, dass sie ständig dafür sorgen mussten, dass ihnen die Redaktionskollegen nicht heimlich das Rezensionsexemplar entrisen. Französische Buchhandlungen wappneten sich mit riesigen Vorbestellungen. In der Westschweiz orderte allein die Buchhandlung Payot 10 000 Exemplare. In Frankreich würde in solchen Fällen auf allen Kanälen pathetisch «le patrimoine» gepriesen. In der Westschweiz ist man ohne Zweifel erfreut – während man in der Deutschschweiz das Talent aus Genf nur sehr niederschwellig zur Kenntnis nimmt.

Joël Dicker, russisch-französischer Abstammung, ist eine Ausnahmerecheinung. Sein Erfolg ist auch eine Geschichte der Freundschaften und des Spürsinns der Verleger. Nach Ablauf von fünf Jahren hatte der Genfer bereits fünf Romane geschrieben – ein Hochleistungsmarathon. Vier davon wurden von den Verlagen abgelehnt, einer ohne Echo verlegt. Es war der

inzwischen verstorbene Westschweizer Verleger Vladimir Dimitrijevic, Gründer des Verlags L'Age d'Homme, der das Talent des jungen Genfers entdeckte und ihn seinem Freund, dem Pariser Verleger Bernard de Fallois, empfahl, der Dicker seitdem publiziert. Der fast Neunzigjährige, eine beinahe mythische Verlegerfigur, stammt aus einer alten Familie mit grosser Militärtradition. Der Literaturwissenschaftler war ein Freund von Georges Simenon und Marcel Pagnol, und er publiziert unter anderem die Werke von Dürrenmatt. Sofort wurde de Fallois zum väterlichen Mentor von Joël Dicker. Diesem bescheinigt er ein ausgeglichenes Naturell und eine geballte Kreativität. Er sei dauernd am Erfinden, seine Lust am Schreiben sei immens.

Laster bis zur Auslöschung

Joël Dicker sagt, genau dieser innerliche Furor sei es, der ihn antreibe. Er schreibe aus dem Bauch heraus und gehorche seinem Instinkt. Er stehe um vier Uhr auf, ein besessener, ein obsessiver Schreiber. Die Sprache spielt bei ihm keine dominante Rolle. Er verzichtet darauf, immer nach dem besten Wort zu suchen. Wichtiger sind die Geschichte, die Spannung und die Klarheit des Erzählens. Man könnte jetzt einwenden, das sei es, was seinen Büchern zum Erfolg ver helfe: eine gewisse Schlichtheit der Figuren. Tatsächlich ist seine Sprache höchst effizient: «Le Livre des Baltimore» bewegt sich ausschliesslich im *présent* und im *passé simple*; die Wirkung ist allerdings frappierend: «Le Livre des Baltimore» ist ein Schmöker, der von der ersten Seite an Geheimnisse verbirgt, Spannung erzeugt und den Leser einlullt.

Es geht um drei Cousins, es geht um Neid, Rivalität, Eifersucht, um eine schöne Frau und um ein finales Drama, das die komplizenhafte Freundschaft der Cousins und die leuchtende Fassade der Familie zum Explodieren bringt. Das weiss der Leser von der ersten Seite an – aber ganz am Schluss erst fügen sich die Teile der Tragödie zusammen. Erzähler ist wie im Roman «La Vérité sur l'Affaire Harry Quebert» Marcus Goldman. Die Familiensaga der Goldmans, die Joël Dicker über 470 Seiten entwickelt, hat ihre Tücken. Ein Zweig der Goldmans, jener aus Baltimore, ist reich, brilliant, berühmt und wird beneidet. Der andere Zweig, jener aus Montclair, ist bescheiden, mittelständisch, durchschnittlich. Die krassen sozialen Unterschiede verfestigen sich sogar im Wortschatz und in der Intonation der beiden Familien. Sprechen die Grosseltern von den vermögenden Gold-



Besessen von Neid und Eifersucht: Autor Dicker.

man-Kindern, rollt ihnen das Wort «Baltimore» wie Gold aus dem Mund, während das Wort «Montclair» wie mit Schneckenschleim imprägniert wirkt. Auch die Komplimente sind streng verteilt: Lobreden der Grosseltern gelten meistens den Baltimores, während die Sprösslinge aus Montclair Tadel und Rügen einsacken.

Der durchschlagende Erfolg von Joël Dickers neuem Roman hat mindestens zwei Gründe: Einerseits stehen Familiensagas hoch in der Lesergunst. Sie nehmen den Leser mit auf eine lange Reise, auf der Triumphe und Niederlagen, Glücksgefühle und Depressionen sich abwechseln. Sie blättern Kapitel um Kapitel aus dem farbigen Familienalbum auf – und jeder

entdeckt sich darin auf die eine oder andere Art wieder. Wirklich überraschend ist aber das Thema von Neid und Eifersucht, das zwar omnipräsent ist, aber gesellschaftlich nach wie vor tabuisiert wird. Dicker variiert meisterhaft sämtliche Spielarten von Narzissmus, Rivalität, Nichtigkeitsgefühl, Größenwahn, Neid und Eifersucht – Laster, die bis zur Auslöschung des beneideten Objektes ausarten können. In einer auf Selbstdarstellung getrimmten Gesellschaft kann dieses Thema keinen indifferent lassen.

Joël Dicker: *Le Livre des Baltimores*. Editions de Fallois. 470 S., Fr. 25.–. Die deutschsprachige Ausgabe erscheint im Mai 2016 unter dem Titel «Die Geschichte der Baltimores» bei Piper.

Jazz

Der Improvisator als Teufelsgeiger

Von Peter Rüedi

Jazz ist Interaktion. Im Prinzip. Ein kollektives Ereignis zwischen frei improvisierenden Musikern, die sich gegenseitig einen Raum des Einverständnisses bauen, aber auch Routine sabotieren. Gelegentlich kann die Auseinandersetzung allerdings auch im Selbstgespräch stattfinden, innerhalb eines Kopfs und Temperaments. Da überrascht dann die eine Seele in der Brust die andere, ganz in der Folge des berühmten Satzes von Rimbaud: «Ich ist ein Anderer.» Die Kunst des Solos war einmal eine eigentliche Mode, und nicht alle der vielen Bläser (namentlich Saxophonisten) mochte man dazu beglückwünschen, dass sie ihre Etüden aus der Einsamkeit des Proberaums auf die Konzertbühne verlagerten. Da wurde oft etwas viel gegen den Horror Vacui angenudelt. Nun ist die Geige zwar ein polyfones Instrument und ihr solistischer Einsatz spätestens seit den Solo-Suiten von Johann Sebastian Bach Weltmusik-erbe. Dennoch befürchtet der geneigte Jazzfreund, wird ihm eine CD mit ausschliesslich Solo-Improvisationen auf der Violine angekündigt, eine spröde Angelegenheit. Im Fall von Dominique Pifarély's jüngstem Opus, aufgenommen bei zwei Live-Auftritten in Poitiers und Argenteuil, sieht er sich vom Gegenteil geradezu überwältigt. Diese Musik, radikal improvisiert (wenn auch nur «mehr oder weniger auf den Jazz bezogen»), ist gleichzeitig von einem extremen Sensorium für (nicht nur dynamische) Kontraste und intensiv wie die dichtesten Diskurse von Coltrane, in denen die musikalische Sprache sich gelegentlich selber verschlingt. Bei Pifarély ist alles Spannung, spontane Dramaturgie, nichts Etüden-Geplapper. Vom serensten Flageolett-Gezwitscher bis zu mächtig attackierenden orchestralen Doppel- und Tripelstrichen sind wir hingerissen von einem, den man im vorletzten Jahrhundert «Teufelsgeiger» genannt hätte und ob dessen (gelegentlich auch die klassische Geigenkonvention verätzender) Virtuosität wir noch heute versucht sind, uns zu bekreuzigen. Pifarély's Improvisation hat mehr mit Dämonie zu schaffen als mit Kunstfertigkeit.



Dominique Pifarély:
Time Before and Time After.
ECM 2411 4721563

Top 10

Knorr's Liste

1	Carol	★★★★★
	Regie: Todd Haynes	
2	Heidi	★★★★☆
	Regie: Alain Gsponer	
3	Bridge of Spies	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	
4	Arlo & Spot	★★★★☆
	Regie: Peter Sohn	
5	Irrational Man	★★★★☆
	Regie: Woody Allen	
6	Schellen-Ursli	★★★★☆
	Regie: Xavier Koller	
7	Le tout nouveau testament	★★★☆☆
	Regie: Jaco Van Dormael	
8	Spectre	★★★☆☆
	Regie: Sam Mendes	
9	The Hunger Games	★★★☆☆
	Regie: Francis Lawrence	
10	By the Sea	★★☆☆☆
	Regie: Angelina Jolie	

Kinozuschauer

1 (-)	Heidi	35 313
	Regie: Alain Gsponer	
2 (1)	Spectre	23 263
	Regie: Sam Mendes	
3 (2)	The Hunger Games	17 457
	Regie: Francis Lawrence	
4 (3)	Schellen-Ursli	9174
	Regie: Xavier Koller	
5 (-)	Carol	5438
	Regie: Todd Haynes	
6 (6)	Burnt	5119
	Regie: John Wells	
7 (4)	The Good Dinosaur (3-D)	5041
	Regie: Peter Sohn	
8 (5)	Bridge of Spies	4816
	Regie: Steven Spielberg	
9 (7)	Love the Coopers	3143
	Regie: Jessie Nelson	
10 (-)	The Little Prince (3-D)	2840
	Regie: Mark Osborne	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (2)	Minions (Universal)
2 (1)	Ant-Man (Walt Disney)
3 (-)	Pixels (Sony)
4 (3)	Ted 2 (Universal)
5 (-)	The Big Bang Theory, Staffel 8 (Warner)
6 (-)	Magic Mike XXL (Warner)
7 (5)	Terminator: Genisys (Rainbow)
8 (7)	Honig im Kopf (Warner)
9 (4)	Der Hobbit: Schlacht... (Warner)
10 (-)	Ostwind 2 (Rainbow)

Quelle: Media Control



Hemmungsloses Spiel mit Raum und Zeit: «The Force Awakens».

Kino

«Die Galaxie zählt auf uns!»

Das lange Warten auf den neuen «Star Wars»-Film hat ein Ende: «The Force Awakens» ist in den Kinos. Wird die siebte Episode dem überirdischen Tamtam gerecht? *Von Wolfram Knorr*

Ein Stoff ist unverzichtbar, um Lebenslichkeit anzurühren: Emotionen. Seit alters bedienen sich ihrer alle grossen Erzähler. So beginnt die «Ilias» mit dem wilden Gefühlsausbruch: «Singe den Zorn, o Göttin.» Achilles' Kriegsbeute wurde gestohlen. Aus dieser Wut entsteht ein mächtigeres Schicksal als aus den biedereren Wünschen gewöhnlicher Männer. In der modernen Unterhaltungsindustrie ist das nicht anders, nur müssen hier die Gefühle, statt vertikal in Kunsthöhen emporgedichtet zu werden, horizontal wie eine Flipperkugel heruntitschen. Es gilt, nicht nur jeden zu berühren, sondern auch die Emotionen im grossen Stil zu vermarkten, sie «fassbar» und «greifbar» fürs Merchandising-Business zu machen; für jeden Geschmack, alle Launen, jede Lebenslage. Als J. J. Abrams, Spiritus Rector der neuen «Star Wars»-Saga und Regisseur von «The Force Awakens», dem Auftakt-Film der Trilogie («Episode VII»), vor drei Jahren sein Autoren-Team zur ersten Sitzung zusammenrief, soll er in die Runde gefragt haben: «Was wollen wir fühlen?» (so Adam Rogers im *Wired*-Magazin).

In den 70er Jahren musste der Enthusiast und Schwärmer George Lucas sich keine solche Frage stellen; er war besessen vom Aufkommen neuer bengalischer Leinwand-Feuer, stand genau auf der Schwelle zur Compu-

ter-Revolution und witterte neue Verfahren, um visuell zu blenden. Um diese Chance voll auszunutzen, schuf er eine komplett in sich geschlossene Kino-Welt mit emotionalem Effort und rührte in ihr alles zusammen – von Märchen über Mythen bis zu den Trivial-Genres (Piratenfilme, Western) –, was bislang im Zeitalter des Analogen mehr oder weniger getrennt gehalten wurde.

Vorläufer des World Wide Web

In der aufkommenden digitalen Welt begann die Etikettiererei und Einfriederei zu erodieren. Das Surfen über alle Grenzen hinweg setzte ein. George Lucas fand instinktiv für diese Empfindungs- und Erlebnisweise das ideale Setting: das Universum – der Raum, der keine Grenzen kennt – und eine Zeit, die alles zugleich ist: Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit. Selbst das Jenseits ist nichts Befremdliches, wenn sich Yoda via Hologramm mit guten Tipps meldet. Lucas nahm gewissermassen das World Wide Web vorweg. Geblieben sind im tanzenden Gefirr der zahlreichen Einflüsse natürlich der ewige gusseiserne zornige Held und sein Gegenspieler. Und die bestehen, ganz im Sinne von Jean-Paul Sartre, nur aus Taten, die sich aus der Gesamtheit ihrer Handlungen ergeben. Die Excalibur-Schwerter haben sie gegen Lichtschwerter getauscht, die



neuen «Star Wars»-Reihe habe bereits in den USA durch Karten-Vorverkauf über fünfzig Millionen Dollar eingespielt. Und schon wird an den Serienablegern gestrickt. Im kommenden Jahr soll «Rogue One: A Star Wars Story» herauskommen, zwei Jahre später eine Geschichte mit Han Solo, dem alten Recken aus der Ur-Trilogie. Gleichzeitig laufen die Vorbereitungen für «Episode VIII» und «Episode IX» und so weiter und so fort. Das Universum lässt sich dehnen, es gibt keine Grenzen, es ist also viel, viel Platz.

So durfte man mit Fug und Recht gespannt sein auf die von überirdischem Tamtam begleitete Fortführung der wohl grössten Leinwand-Saga durch den Fan J. J. Abrams, der schon «Star Trek» entstaubte. Wohl ein wenig erschrocken über die galaktische Hysterie, schraubte er die Erwartung lieber zurück: «Wie kann irgendwas einer solchen Erwartung gerecht werden?»

Für den Hardcore-Fan war die Erwartung natürlich überirdisch und es ist zu vermuten, dass «Episode VII» ihr auch gerecht wurde, denn wie es sich gehört, öffnet sich die Leinwand zu einem endlosen Raum, in dem die Schwerkraft keine Rolle spielt. Und auch das gehört zum Auftakt von «Star Wars»: Die dunkle Macht, die sich als Gewaltsraumschiff wie der Schatten eines gotischen Kirchturms auf die Leinwand schiebt und den Kosmos verdunkelt. Sofort wird ein Ambiente hergestellt, dass eine düstere Spannung erzeugt und sogleich von

wie elektrische Schaltanlagen summen, und die Pferde gegen Raumgleiter, die wie von der Gravitation gelöste Jahrmarkt-Kapseln durchs Vakuum sausen. Mit diesem unverfrorenen Sammelsurium-Konzept gelang Lucas eine mächtige Saga, ein fast schon religiöser Offenbarungs-Mythos, der alle fesselt, ob Alt oder Jung, weiblich oder männlich. Eine globale Riesengemeinde. Das haben in diesem Ausmass weder J. R. R. Tolkien («The Lord of the Rings») noch Joanne K. Rowling («Harry Potter»), weder George R. R. Martin («Game of Thrones») noch andere mit ihren imaginären Welten geschafft.

Lucas verzauberte seinen Para-Kosmos nicht nur mit neuen Special Effects, sondern er integrierte auch das «Steckprinzip», die Möglichkeit, dem Stammbaum viele Handlungszweige wachsen zu lassen. Neu ist das natürlich auch nicht. Von Homers «Ilias» über die Sage von Artus' Tafelrunde bis zu den Superhelden-Comics – das Steckprinzip wurde und wird heftig praktiziert. Lucas brachte den Trend ins Rollen und wurde zum Meistermax auf diesem Gebiet. Über den ursprünglichen Kontext hinaus drechselte er eine bislang nie dagewesene Vielzahl verwertbarer Inhalte und entpuppte sich, höchst clever, als Pionier des ins Galaktische gewachsenen Franchise-Prinzips. Längst sind Spielfiguren, TV-Serien, Computerspiele, Bücher, Outfits und Elektronik-Gadgets Standard. Neu hinzugekommen ist der massive Einsatz von «Star Wars»-Trailern und -Teasern, die auf Facebook und Youtube weit über 400 Millionen Mal angesehen wurden. Laut Moviepilot.de gab es bei Google für «The Force Awakens» über 180 000 Suchanfragen, was alle bisherigen Blockbuster-Hits, wie etwa für «Avatar», weit übertrifft. Zusätzlich hiess es, der erste Teil der

Deserteur Finn durch den Kosmos karriert und zum Mittelpunkt der Machtintrigen wird. Der Oberdüsternickel braucht unbedingt die Adresse von Luke Skywalker, dem Jedi-Ritter, der den Dunkelmännern die Macht versalzen könnte. Und während des gewaltigen Schlachten- und Verfolgungs- und Flucht-Hin-und-Hers taucht der gute alte Han Solo auf, und auf einmal wird klar, was der Ur-«Star-Wars»-Fan bei den Prequels besonders schmerzlich vermisste: Harrison Ford, dem natürlich keiner der neuen jungen Darsteller das Wasser reichen kann. Ford bringt Ironie ins galaktische Treiben, das schon arg schlicht daherkommt und die gigantische Geheimnistuerei, die im Vorfeld betrieben wurde, nicht rechtfertigt. Klar, es geht wieder um Familienbande, um Söhne, die aus dem Ruder geraten sind, und Rebellen, die nur das Gute wollen, und zahlreiche bizarre Halb-Mensch-, Halb-Blech-und-Eisen-Kreationen, die für visuelle Drastik sorgen. Auch Carrie Fisher, die einstige Prinzessin Leia, und natürlich – als Finale – Mark Hamill als Luke Skywalker, den alle gesucht haben und den wohl in der angekündigten «Episode VIII» wieder alle suchen werden.

Lodernde Flammen und wilde Explosionen

Der schönste Satz stammt von Harrison Ford. In grösster Not, die Stormtrooper bedrängen lebensgefährlich das Fähnlein der Aufrechten, Finn fummelt an irgendwas Technischem herum, da weist ihn Ford zurecht: «He, die Galaxie zählt auf uns!» Leider halten sich die Spielereien mit den vielen Genres, die George Lucas in seine Saga verwurstete, diesmal in Grenzen. Keine Ritterromantik, keine Western-Spielereien, dafür lodernde Flammen und wilde Explosionen. Da folgte man leider doch dem gängigen Trend der üblichen Fantasy. Auch dass erstmals eine Frau, die Schrotthändlerin Rey (die ganz gewiss auch einen geheimnisvollen familiären Hintergrund haben wird), die Handlung dominiert, ist dem Trend der Frauenpower geschuldet.

Im Vorfeld wurde – einmalig in der Geschichte Hollywoods – ein Drehbuchautor von den Fans umjubelt. Lawrence Kasdan, 66, war bei den allerersten Sternenkriegen dabei und auch diesmal federführend. Er habe eigentlich aufhören wollen, doch J.J. Abrams holte ihn wieder ins Boot, und so bleibt ein wenig der Eindruck, dass seine Begeisterung sich diesmal in Grenzen hielt. Zu wenig Überraschendes gibt es, zu dürftig sind die visuellen Einfälle, zu gehetzt der Handlungsverlauf. Natürlich, was an «Star Wars» so beeindruckte, die komplette Schwerelosigkeit, das hemmungslose Spiel mit Raum und Zeit, besticht und betört auch hier. Aber ob das reicht? Die eingefleischte Fan-Gemeinde wird das sicher anders sehen, und so ist die Macht auf jeden Fall mit ihnen und wird den Machern das erhoffte Riesengeschäft bescheren. ★★☆☆☆



Die witzigste Figur: Droide BB-8 (vorne).

heiteren Szenen wieder relativiert wird. Fantastische Wüstenszenen wechseln mit Wald- und Gebirgslandschaften, die barocken Innenräume von Raumschiffen mit muffigen Kaschemmen, in denen sich die kuriosesten Spezies herumtreiben. Diese Mischung aus «Ricks Café» und der Augsburger Puppenstube gehört, neben dem Droiden BB-8, zum Einfallsreichsten des wilden neuen Abenteurers, nach der eher enttäuschenden Prequeltrilogie vor zehn Jahren.

Aus den Trümmern des Imperiums ist unter der Leitung von General Hux die «erste Ordnung» auferstanden, eine Militärdiktatur, die mit der dunklen Seite der Macht paktiert. Die einzige Hoffnung ist die junge, smarte Schrotthändlerin Rey, die mit dem Stormtrooper-

Die Seifenoper

Das Glamour-Paar dieses Winters; «Christmas Cocktail» bei den Meyersteins. Von Hildegard Schwaninger



Glückliches Patchwork: Jadi Zehnder.

Es gibt Dinge, die kommen in den besten Familien vor. So ist die Ex-Schwiegertochter von Egon Zehnder, Ex-Frau seines drittgeborenen Sohnes Sven Zehnder, Mittelpunkt eines Klatschdramas, das zurzeit Thema Nummer eins unter den Schönen und Reichen in Zürich und St. Moritz ist. Jadi Zehnder ist die neue Flamme des deutschen Maschinenindustriellen Andreas Knapp Voith, dem seine Frau Alexandra erst kürzlich mit Banker Roger Lehmann entwischt ist. Das Ex-Model und Lehmann wurden vom Ehemann der Schönen in flagranti in Dubai ertappt. Roger Lehmann ist der frühere Herzbube der Zürcher Vorzeigeunternehmerin Carolina Müller-Möhl, die zurzeit mit Raymond J. Bär, einem Spross der Bankierdynastie, liiert ist. Die Geschichte ist, da ihr Hauptprotagonist ein deutscher Vielfach-



Fantasie: Alexandra und Andreas Knapp Voith.

millionär ist, saftig genug, dass ihr die *Bunte* eine grosse Story widmete; so fanden sich Schweizer, für die sich sonst in Deutschland keiner interessiert, in der Promi-Postille. Die reinste Seifenoper!

Jetzt kommt Jadi Zehnder ins Spiel. Der verlassene Andreas Knapp Voith hat sich in sie verliebt, die beiden sind, wie Jadi über Facebook mitteilte, ein glückliches Paar. Jadi (kurz für Jadranka) Zehnder, die strahlend-hübsche Kroatian, war 1999/2000 «Face of Switzerland», sie trat in Werbespots auf, hatte auch kleine Filmrollen, von Beruf ist sie Ernährungsberaterin. Drei Jahre war sie mit Cyril Carenini (Redbox-Familie) liiert; ein glückliches Patchwork mit vier Kindern (Jadi Zehnder hat drei, Cyril Carenini eines) und Hund. Wo die beiden auftauchten, bewunderte man das schöne Paar. Noch im Oktober verbrachten sie mit den Kindern Ferien in Dubai.

Carenini war ein enger Freund von Knapp Voith. Als Carenini in Heidelberg im Krankenhaus war, tröstete Knapp Voith die schöne Jadi. Mit einem Weekend in St. Moritz. Knapp Voiths Familie figuriert unter den «500 reichsten Deutschen» (*Manager-Magazin*); trotzdem will der Polospieler mit dem grauen Rauschbart um seiner selbst willen geliebt werden. So ist er nicht ohne Fantasie, wenn es um Frauen und Liebe geht. Er machte Schlagzeilen, als er im September 2012 das ganze «Kaufleuten» miete-

te, um den 40. Geburtstag seiner Frau Alexandra (eben der, die jetzt mit Roger Lehmann zusammen ist) zu feiern. Was einen Aufschrei der Stammgäste gab, weil sie Samstagabend nicht in ihr Lieblingslokal konnten. Sicher ist: Jadi Zehnder und Andreas Knapp Voith sind das Glamour-Paar diesen Winter im Engadin.

Der «Christmas Cocktail» im «Meylenstein», mit dem sich die Familie Meyerstein bei Freunden und Kunden für ihre Treue bedankte, war eine super Werbeveranstaltung für diese Event-Location. Das «Meylenstein», die Bar-Lounge bei der Waschstrasse Autop im Tiefenbrunnen, ist seit 1. August nur noch für geschlossene Gesellschaften zu mieten (vorher war es ein öffentliches Lokal) – und dieses Geschäft brummt. Hier stimmt alles. Genügend Parkplätze, gemütliche Klubatmosphäre, eine überdachte Terrasse für die Raucher, geniale Lage mit Blick auf vorbeibrausende Autos und den See – und eine Tanzfläche aus Glas. Fast 400 Gäste waren da, unter ihnen Fussballtrainer Ciriaco Sforza. Er gehört praktisch zur Familie, seit er mit Marlene Meyerstein liiert und Vater ihrer kleinen Tochter ist. Ihre Schwester Janine ist die Mutter von Zwillingmädchen. Im Leben von Familienoberhaupt Beat Meyerstein spielen acht Frauen eine Hauptrolle: Ex-Frau Ellen Meyerstein (sah in einem hautengen Kleid von Azzedine Alaïa umwerfend aus), die zwei Töchter, die drei Enkelinnen, die jeweilige Freundin



Liiert: Ciriaco Sforza, Marlene Meyerstein.

und – last, not least – seine Mutter, die fast hundert ist und mit der er täglich telefoniert. Familiär war die Atmosphäre an diesem Advents-Get-together, der Champagner Perrier-Jouët Grand Brut floss reichlich (ein Teil war gesponsert von Otto Eder von Pernod Ricard), es gab reichlich zu essen (Mario Baldelli machte das Catering), die Gesellschaft war sehr munter, und der Sänger Lino, der «Meylenstein»-Haustroubadour, sorgte für Schwung. Wo Autos sind, sind auch Männer. So sah man: Unternehmer René Schweri (Onkel von Cédric Schweri und Philippe Gaydoul), Neurochirurg René Bernays, Psychiater Joe Hättenschwiler, Krimiautor James Douglas.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Tanz auf dem Vulkan

Die Rechtsanwältin Astrid Wagner, 52, hat sich auf Kampscheidungen spezialisiert. Sie unterstützt Menschen, die sich einst liebten und sich nun hassen. Teil 2



«Den Totalschaden verhindern»: Astrid Wagner.

Der erste Kuss: Bevor ich den Raum verliess, schaute ich noch einmal zu jener vergitterten Türe, die den Besucherraum vom Gesperre trennt. Jack stand dort und blickte mir nach. Ich ging spontan auf ihn zu, und vor den Augen der Justizwachbeamten küssten wir uns durch die Gitter hindurch. Es war, als ob mich ein Blitz durchzuckte, ich war elektrisiert. So etwas hatte ich noch nie erlebt, und ich erlebte es auch nie wieder.

Hörigkeit: Heute bin ich überzeugt davon, dass die Liebe zwischen Jack Unterweger und mir niemals funktioniert hätte. Das ist viele Jahre her, und heute sind mir meine Freiräume und meine Arbeit als Anwältin sehr wichtig. Beruflich gehe ich allerdings auch der Frage nach, was geschieht, wenn Menschen ihrem Partner verfallen sind. Ich habe mit einem Psychiater darüber gesprochen, und der hat mir bestätigt: Es ist wie bei einer psychischen Erkrankung. Jenes Zentrum im Gehirn, das für kritisches Denken zuständig ist, wird in solchen Fällen weitgehend ausgeschaltet. Bei normaler Verliebtheit dauert dieser Zustand ein paar Monate; wenn man jemandem verfallen ist, kann das länger, oft ein Leben lang dauern. Die Abhängigkeit kann sogar so weit gehen, dass sich betroffene Menschen zu kriminellen Machenschaften hinreissen lassen.

Ob ich mich nun persönlich betroffen fühle, weil ich mit einem verurteilten Frauenmörder liiert war? Nein, ganz und gar nicht.

Rosenkriege: Als Anwältin bin ich immer wieder mit Kampscheidungen konfrontiert. Es ist erschütternd, zu beobachten, dass Menschen, die sich einst geliebt haben, einander bei der Trennung oft nichts schuldig bleiben: Wenn langjährige Ehen scheitern, steht am Ende oft die Existenz der Ehepartner auf dem Spiel. Einmal erlebte ich auch einen Fall, bei dem die vielen Prozesse den Eheleuten das gesamte Vermögen gekostet haben. Sie stritten am Schluss sogar um Autoreifen und Gartenwerkzeug. Als nichts mehr da war, haben sie sich wieder versöhnt und einen Neuanfang gewagt.

Aus Liebe wird Hass: Die Enttäuschung steht meist am Anfang der endgültigen Trennung. Man muss erkennen, dass man sich im Partner getäuscht hat, dass man ihn idealisiert hat. Daraus kann sich dann Hass entwickeln. Manche Menschen können es auch nicht verkraften, wenn der Partner sie verlässt. Sie sind masslos eifersüchtig, schwören Rache – all diese Gefühle treffen vor allem auf Menschen mit geringem Selbstwertgefühl zu. Anstatt nach vorne zu schauen, lecken sie ihre Wunden und verschwenden ihre ganze Energie dafür, dem Ex-Partner zu schaden.

Introspektion: Um den Totalschaden zu verhindern, führt kein Weg an einem selbst vorbei. Die Einsicht, dass sich das Glück einfach nicht erzwingen lässt, finde ich persönlich wichtig, um nach vorne zu schauen und mit emotionalem Schmerz fertigzuwerden. «Die Liebe ist ein Kind der Freiheit», sagt man ja. Die Ehe ist gewiss kein Garant für ewiges Glück, das war sie auch früher nicht, obwohl es damals viel weniger Scheidungen gab als heute. Damals hatte man eben heimliche Affären, vor allem die Männer. Es war verlogener als heute. Andererseits ist es schade, wenn Menschen ihre Beziehungen zu schnell aufgeben, anstatt an ihnen zu arbeiten. Es kommt oft nichts Besseres nach, man bleibt bei seinem Muster, das Beuteschema, wie man heute gerne sagt, ändert sich nicht.

Astrid Wagner: Rosen & Kriege. Seifert. 208 S., Fr. 21.90

Protokoll: Franziska K. Müller

Gleichstellung

Von Andreas Thiel — Wer Frauen diskriminiert, kriegt keine.

Thiel: In der Schweiz sind muslimische Frauen ihren Männern immer noch nicht gleichgestellt. Der Koran steht per Definition über der Bundesverfassung. Das ist aus liberaler Sicht unhaltbar. Was unternimmt das Gleichstellungsbüro dagegen?

Gleichstellungsbeauftragte: Nichts.

Thiel: Wieso nicht?

Gleichstellungsbeauftragte: Wenn wir von den Muslimen verlangen würden, ihre Frauen ihnen gleichzustellen, dann müssten wir ja auch von den Katholiken verlangen, Frauen zum Priesteramt zuzulassen.

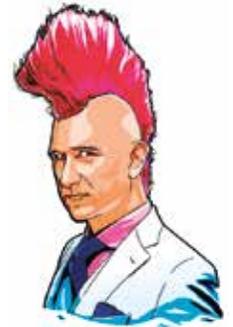
Thiel: Und weshalb haben Sie genau das nicht schon lange getan? Aus liberaler Sicht ist es unhaltbar, dass katholische Frauen in der Schweiz ihren Männern immer noch nicht gleichgestellt sind.

Gleichstellungsbeauftragte: Weil wir sonst auch von den Zürcher Zünften verlangen müssten, Frauen aufzunehmen und am Sechseläuten teilnehmen zu lassen.

Thiel: Das ist aus liberaler Sicht falsch. So wie es Männern freisteht, Zünfte zu bilden und ein Fest zu feiern, steht es auch Frauen offen, das Gleiche zu tun. Es steht ihnen frei, sich zusammensetzen und ein Sechseläuten zu veranstalten. Das Jahr hat 365 Tage, und an 364 davon wäre ein Frauensechseläuten noch möglich. Also haben wir es bei den Zürcher Zünften mit einem ganz anders gelagerten Fall zu tun als bei den Religionen. Wenn schon, müssten Sie den Katholiken und Muslimen ebenfalls verbieten, Frauen aufzunehmen. Wer Frauen diskriminiert, kriegt keine. Das hiesse dann aber, dass Katholiken und Muslime nur noch homosexuelle Männer eingehen dürften.

Gleichstellungsbeauftragte: Das ist doch absurd.

Thiel: Was ist an der Gleichstellung von Mann und Frau absurd?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

DIE  WELTWOCH

Unterwegs lesen.



Jetzt im
iKiosk!



Erhältlich im
App Store

ANDROID APP ON
Google play

Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



my105

x-mas

Das Weihnachtsradio

my105.ch oder als Gratis-App



Grosse Kunst im Bündnerland

St. Moritz holt sich die New Yorker Art- und Jetset-Szene:
Der US-Kunstimpresario Vito Schnabel debütiert im Engadin.

Von Michael A. Gotthelf



Neue Bilder: Vito, Vater Julian Schnabel.

Der Höhepunkt der Wintersaison im Engadin findet dieses Jahr schon früh statt: Im Beisein (zahl)reicher Kunstliebhaber und des internationalen Jetsets wird der New Yorker Kunsthändler und Kurator Vito Schnabel am 28. Dezember seine neue Galerie im Nobel-skiort St. Moritz eröffnen.

Der Sohn des weltbekannten amerikanischen Malers Julian Schnabel gilt als bestens vernetzt in der internationalen Kunstwelt und dürfte frischen Wind in die Schweizer Kunstszene bringen. Darüber hinaus gilt er auch in Kreisen der Hautevolee als gesetzte Grösse. Seine Liaison mit dem erfolgreichen deutschen Supermodel Heidi Klum, die bei der Eröffnung dabei sein wird, beherrscht seit zwei Jahren die Schlagzeilen der Regenbogenpresse. Davor war er unter anderem mit der Schauspielerin Demi Moore und dem Model Elle Macpherson liiert. Zu seinen privaten Freunden zählt der griechische Reederei-Erbe Stavros Niarchos jr., dessen Familie das «Kulm Hotel» in St. Moritz besitzt und mit dem Schnabel jedes Jahr zur angesagtesten Party an der Art Basel Miami lädt.

Vito Schnabel, 29 Jahre alt und schon eine etablierte Grösse auf dem amerikanischen Markt für zeitgenössische Kunst, machte erstmals im zarten Alter von neunzehn Jahren von sich reden, als er im hartumkämpften Kunstmarkt Manhattans seine ers-

te bedeutende Ausstellung mit Bildern des amerikanischen Künstlers Ron Gorchov präsentierte. Seither gelang es ihm immer wieder, an diese ersten Erfolge anzuknüpfen

Es wird die erste Ausstellung von Urs Fischer in der Schweiz seit acht Jahren sein.

und wichtige Kunstaussstellungen in New York, Venedig und London zu kuratieren. Er zeigte in den letzten Jahren auch mehrere sehenswerte Shows beim Zürcher Galeristen



«Sunspot» von Julian Schnabel, 1981.

Bruno Bischofberger, von dem er nun dessen Ausstellungsräume in der Via Maistra in St. Moritz übernimmt. Dort zeigt Schnabel nun Arbeiten des in New York lebenden Urs Fischer, der als einer der wichtigsten Schweizer Gegenwartskünstler gilt, und – auf einem Vorplatz des der Galerie gegenüberliegenden «Kulm Hotel» – Kunstwerke des in Los Angeles lebenden Amerikaners Sterling Ruby.

Es wird die erste Ausstellung von Fischer, der seine Riesenformate in seinem Brooklyn Atelier produziert, in der Schweiz seit acht Jahren sein. Schnabel begreift dies auch als Hommage an Bruno Bischofberger, den Doyen unter den Schweizer Galeristen, den Schnabel seit seiner Kindheit kennt und schätzt.

In der zweiten Februarwoche lädt Schnabel dann zur Vernissage mit neuen Bildern seines Vaters Julian Schnabel, wie Fischer ein Freund von grossen Formaten. Der Künstler wird es sich nicht nehmen lassen, persönlich anwesend zu sein, und gilt ebenso wie sein Sohn seit vielen Jahren als Fan des Engadins. St. Moritz geht also «kulturpolitisch» gut gerüstet in die Wintersaison. ○

Julian Schnabel und die Farbe Lila

Julian Schnabel empfängt uns in seinem «Palazzo Chupi», seiner zu einem venezianischen Palast umgebauten alten Fabrik im West Village nahe dem Hudson River in New York, in einem lilafarbenen Pyjama, dessen Zustand darauf hindeutet, dass er ihn kurz nach seiner ersten Solo-Museumsschau erworben haben muss. Das war 1975 im Contemporary Arts Museum in Houston. Von da an ging es steil aufwärts für den 1951 als Sohn jüdischer Eltern in New York geborenen Schnabel – seit Mitte der achtziger Jahre gilt er als der führende Vertreter des Neoexpressionismus. Zahlreiche Ausstellungen, unter anderem 1980 an der Biennale in Venedig, trugen zu seinem Aufstieg bei.

In einem autobiografisch angelegten Buch, von dem auch das nebenstehende Bild «Sunspot» abgedruckt ist, hielt Schnabel 1987 diese Zeit fest. Nun, kurz vor seinem 65. Geburtstag im nächsten Jahr, erscheint eine Neuauflage des längst vergriffenen Klassikers «CVJ-Nicknames of Maitre D's & Other Excerpts from Life» beim deutschen Verlag Hatje Cantz. In seinem in einem verblassten Lila gehaltenen Palazzo ist ein ganzes Stockwerk dem Atelier vorbehalten, und wir dürfen gerade entstandene grossformatige abstrakte Bilder bewundern und uns vom Meister selbst das Spiel von Licht und Schatten auf dem violetten Hintergrund erklären lassen – zu sehen demnächst in St. Moritz. (MaG)

Glücklicher Wechselbalg

Von Peter Rüedi



Ich gestehe gern, dass ich ein Skeptiker gegenüber exotischen Sorten, respektive einer ungewöhnlichen Sortenwahl für ein bestimmtes Terrain bin. Es gibt Gründe, weshalb die Pinot noir im Burgund die tollsten Weine hervorbringt und weshalb die Sangiovese die wichtigste eingeborene Sorte der Toskana ist. So ist die Geschichte, die hier nicht zum ersten Mal erzählt wird, ziemlich bizarr. Als der Marchese Vittorio Pancrazi, angeheirateter Schwager der Florentiner Familie Strozzi, in den Besitz der Villa di Bagnolo (zwischen Prato und Pistoia gelegen) gelangte, bepflanzte er fünf Hektaren mit Sangiovese-Setzlingen. Vermeintlich. Jahre später klärte ihn ein Freund, der Önologe Nicolò d’Afflitto, auf, dass es sich bei den Reben in Wahrheit um Pinot noir handelte. Der Irrtum zeitigte einen der erstaunlichsten italienischen Weine, das Terroir in der nördlichen Toskana erwies sich als ideal für den burgundischen Wechselbalg. D’Afflitto entwickelte für den Marchese in der Folge ab 1989 ein eigentliches Pinot-noir-Projekt, nun auch mit Klonen aus dem Burgund. Der Spitzenwein, aus einem einzigen (ausschliesslich mit dem Klon 777 bepflanzten) Rebberg, in der Menge von gerade mal rund 2200 Flaschen hergestellt, ist eine Kostbarkeit mit dem Namen Vigna Baragazza; ein grosser Wein mit einem persistenten Bouquet von roten Früchten, am Gaumen Noten von Brombeeren, Pflaumen, etwas Minze und Tee entfaltend, sehr dicht und gleichzeitig sehr elegant. In der Version 2005 ist der Baragazza eine aristokratische Rarität, die uns heute mit einer noblen Entspannung begegnet, um nicht zu sagen: einer leichten, durchaus attraktiven signorilen Altersmüdigkeit. So einem Wein nachzuschmecken, ist ein Glück wie ein Gang durch einen farbigen, blätterraschelnden Herbstwald. Zumal natürlich, wenn er, wie jetzt beim Importeur Zanini, für fast die Hälfte seines ursprünglichen Preises angeboten wird. Eile ist angesagt für alle, die sich dieser Meinung anschliessen wollen.

Marchesi Pancrazi: Vigna Baragazza. Pinot Nero Villa di Bagnolo 2005. 14%. Zanini, Ligornetto. Fr. 59.–. www.zanini.ch

Der Unruheherd

Rolf Caviezel ist kein Koch wie viele andere. Der Schweizer Pionier der Molekularküche geht eigene Wege. Von David Schnapp



«Zwei Genussmittel zusammenführen»: Küchenforscher Caviezel.

Punkte und Sterne in populären Restaurantführern sagen ihm nicht viel. Er mag auch kein Lokal führen, das fünf Tage die Woche mittags und abends Gäste bewirbt und die ganze Familie auf Trab hält. Rolf Caviezel, geboren 1973, aus St. Gallen, geht eigene Wege. Sie führen ihn zu immer neuen Orten, an denen noch wenige zuvor waren.

In den 2000er Jahren, der Hochblüte der von Leuten wie Ferran Adrià oder Heston Blumenthal geprägten Molekularküche, wurde auch Caviezel ein Anhänger dieser hochtechnischen Kochkunst. Caviezel ist dieser Denkschule treu geblieben, auch als sich viele wieder davon abwandten. Die Dinge neu, anders zu sehen, ist ihm wichtig. Er gibt Kurse, macht Beratungen, erforscht mit Wissenschaftlern der Universität Graz Erde als Gewürz und gibt fast im Jahrestakt Kochbücher heraus. Rund zweimal im Monat veranstaltet Caviezel molekulare Dinners. Mittags ist sein kleines Restaurant mit offener Küche im Zentrum von Grenchen aber eine einfache Beiz, es gibt Suppe und Salat vom Buffet, danach Fischgeschnetztes mit Champignonsauce und Rösti (Menü 1, Fr. 16.50).

Caviezels Forscherdrang hat dann in einem kleinen Labor im Keller Platz, wo er Aromen in Reagenzgläsern archiviert, die zuvor in einem Rotationsverdampfer extrahiert wurden. Eine seiner letzten Expeditionen führte

den Koch in die Welt des Kaffees. Der Stoff hat unzählige Aromenverbindungen, fasziniert unter anderem wegen seiner Gerbsäuren. Caviezel besuchte Barista-Kurse und hatte schliesslich die Idee, ein Bier mit Kaffee zu lassen. Das Ziel war, «zwei Genussmittel zusammenzuführen», sagt er. Es ist übrigens nicht das erste Getränk, das Caviezel erfunden hat, zuvor schon gab es einen Absinth oder einen Süsswein.

Das naturtrübe Kaffeebier Cabi, hergestellt ohne Zusatzstoffe von der Brauerei Stadtbühl in Gossau SG, hat im Abgang eine leichte Kaffeernote, ausserdem erkennt Caviezel «Vanille und etwas Orange». Es eignet sich natürlich auch zum Kochen, zum Beispiel als Marinade für eine Rindshuft – serviert im Glas mit Pinzette – oder als begleitendes Getränk zu einem eher bitteren Dessert aus Malzschokoladen-Crumble, fermentiertem Rotkraut, Zitronenschalen-Wodka-Gel, Erdnüssen sowie Erbsensprossen. Nicht gerade die typische Süssspeise, aber typisch Rolf Caviezel.

Restaurant Station 1, Marktplatz 22, 2540 Grenchen, Telefon 032 652 1601. Freitags bis sonntags geschlossen. Kurse, molekulare Dinners: www.freestylecooking.ch



Auto

Meine Raserei

«Jeder Porsche ist auch ein Sportwagen», sagt Porsche. Kann man das von der Luxuslimousine Panamera auch behaupten? Von David Schnapp

Aus dem Funkgerät, das im Getränkehalter in der Mittelkonsole steckt, ertönt die schnarrende Stimme des charmanten Vorfahrers Steph: «Nutzt die ganze Breite der Strecke», sagt er etwa. Oder, wenn es ganz gut läuft: «Perfekt, perfekt, perfekt!» Ich habe eine rote Sturmhaube auf dem Kopf, einen weissen Helm darüber und sitze am Steuer des Porsche Panamera GTS. Heute soll auf der ehemaligen Formel-1-Strecke von Istanbul der Beweis erbracht werden, dass die grosse, luxuriöse Limousine

des Sportwagenbauers aus Stuttgart mehr kann, als nur schnell geradeaus zu fahren.

«Jeder Porsche ist auch ein Sportwagen», heisst das Motto, während ich mit etwa 160 km/h eine Anhöhe hinaufbrettere, dann fest auf die Bremse trete und schliesslich das Steuer nach links herumreisse, um den Wagen in Richtung der vorsorglich angebrachten Pylonen zu steuern. Die Pylonen helfen Raser-Anfängern, den jeweils passenden Zeitpunkt zum Bremsen, Einlenken und Rausbeschleunigen zu finden. Nach zwei Runden riecht der GTS in der Boxengasse streng nach Gummi und verbranntem Benzin. Die Raserei strapaziert das Material – aber es hält sich erfreulich stabil.

«Immer in der Mitte bleiben»

Immerhin sprechen wir im Fall des Panamera GTS von einem Auto mit 5,015 Metern Länge und einem Leergewicht (EG-Richtlinie) von exakt 2000 Kilogramm. Das ist viel Masse, wenn man sie möglichst schnell durch eine doppelte Links-rechts-Kombination («Immer in der Mitte bleiben, eine Lenkbewegung»,

sagt der Vorfahrer) wuchten will. Der V8-Saugmotor des GTS beschleunigt mit Allradantrieb und Doppelkupplungsgetriebe in 4,4 Sekunden auf 100 km/h. Fast noch wichtiger sind die Bremsen, da empfehlen sich die optionalen Keramikscheiben. Sie kosten zwar 11 200 Franken extra, bei einem Grundpreis von 152 200 Franken sollte man sich das aber leisten können, und man bremst damit einfach besser – jedenfalls bei einer kontrollierten Raserei wie der hier beschriebenen.

Man kann mit einem grossen, schweren Auto auf einer Rennstrecke tatsächlich Spass haben, das wurde mir schon nach zwei, drei Runden klar. Der GTS steigert das Vergnügen mit seiner ausgezeichneten Strassenlage. Eine adaptive Luftfederung und das sogenannte Porsche Active Suspension Management (PASM) regulieren die Dämpfung jedes einzelnen Rads, was in Extremsituationen mehr Stabilität bringt.

Beim Tischgespräch fällt im Zusammenhang mit hochgerüsteten Autos gerne der Satz: «Aber diese Leistung kann man ja gar nirgends nutzen.» Das stimmt nicht, weil, erstens, meistens Geschwindigkeit und Beschleunigung verwechselt werden und weil, zweitens, Kunden von Sportwagenmarken wie Porsche die Möglichkeit haben, selbst Luxuslimousinen unter nicht alltäglichen Bedingungen auszufahren. Wenn man kann, sollte man das tun – allenfalls braucht man am Ende des Tages einen neuen Satz Reifen.

Porsche Panamera GTS

Leistung: 440 PS / 324 kW
Hubraum: 4806 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 288 km/h
Preis: ab Fr. 152 200.–





«Irgendwie ein Verlust»: Kurator Obrist, 46.

MvH trifft

Hans Ulrich Obrist

Von Mark van Huissing — Was der wichtigste Bewohner der Kunstwelt, der kein Künstler ist, zurzeit interessant findet.

Was ist interessant zurzeit in Miami Beach [das Gespräch fand statt im «Royal Palm Hotel», vor der Eröffnung der Art Basel Miami Beach, der wichtigsten Kunstmesse Amerikas]?» – «Ich bin grad angekommen, ich hab noch nicht viel gesehen. Ich bin hier für unsere *American friends*, das sind amerikanische Gönner, die die Serpentine Galleries unterstützen. Und ich führ' mein Interviewprojekt fort, ich hab dafür ein Gespräch geführt mit Larry Bell, einem amerikanischen Künstler Ende siebzig, hochinteressant, hat grossen Einfluss gehabt auf Dan Graham, Jeppe Hein ... Er zeigt eine Arbeit im Design District – sehr sehenswert.» – «Du hast 2400 Leute befragt in den vergangenen zwanzig Jahren – lernst du noch etwas dabei?» – «Darum geht's, es ist meine permanente Schule, ich will jeden Tag lernen. Auch gestern habe ich wieder unheimlich viel gelernt: über die Zusammenarbeit von Larry Bell mit Frank Gehry [amerikanischer Architekt].

Larry hat ein Haus entwickelt mit Frank Gehry, Gehry hat es designt, und der Künstler wollte es zum Verschwinden bringen, mit phosphoreszierenden Farben bemalen, damit es mit dem Himmel und der Landschaft verschmilzt ...»

Hans Ulrich Obrist, 46, ist Kurator und Co-Direktor der Serpentine Galleries in London. Dabei handelt es sich um ein Museum für zeitgenössische Kunst ohne eigene Sammlung, das im Jahr 750 000 Besucher zählt. Obrist, geboren in Zürich, aufgewachsen in Weinfelden, ist eine der wichtigsten Persönlichkeiten der Kunstwelt (Quelle: «Power 100»-Liste von *Art Review*, einer britischen Kunstzeitschrift; vergangenes Jahr belegte er Platz fünf); man kann vereinfacht sagen, er mache von Berufes wegen Ausstellungen. «HUO», wie er genannt wird, ist bekannt dafür, jeden, der mit Kunst im weitesten Sinn zu tun hat, zu kennen und möglichst jeden mit jedem in dieser Welt bekannt zu machen (er und ich sind ein wenig bekannt

miteinander). Ferner ist er bekannt dafür, viel und mit wenig Pausen zu sprechen. Er lebt mit seiner Freundin, einer koreanischen Künstlerin, in London.

«Stimmt's, dass du einen «Nachtwächter» hast, damit du nichts verpasst, während du schläfst?» – «Ich hab immer mit Schlaf experimentiert und in den neunziger Jahren wenig geschlafen. Ich hab dann rausgefunden, dass es nachhaltiger ist, wenn man schläft. Und dass man nicht träumt, wenn man wenig schläft, was irgendwie ein Verlust ist. Ich hab überlegt, dass es wunderbar wär', wenn die Recherche weitergehen könnte, während man schläft ... Und irgendwann hatte ich diesen Rechercheassistenten, der immer viel zu spät zur Arbeit kam, um fünf Uhr, kurz bevor das Büro geschlossen wurde – er ist ein Nachtmensch. Dann war die Idee, dass ich am Abend, wenn ich nach Hause komme, ihm Dinge zum Recherchieren gebe. Dann schlaf ich sechs, sieben Stunden, und wenn ich aufwache, sitzen wir zusammen – das ist eine Änderung der Idee, dass der Tag einen Anfang und ein Ende hat. Es funktioniert perfekt.» – «Du machst nichts, was nicht mit Arbeit zu tun hat – wie Karl Lagerfeld, der sagte, er sei kein «campeur», als ich fragte, wie er die Ferien verbringe.» – «Haha, super. Es gibt parallele Realitäten. Ich les auch viele Romane, viel Poesie ... Es ist nicht immer nur Aktion, Lesezeit ist wichtig, Schreibzeit auch. Und es gibt Phasen des *linking*, aber auch des *de-linking*, wo man alles ausschaltet. Aber es hat immer mit Inhalten zu tun, die Neugierde ist einfach zu stark.» (Nach einer Rede-Marathon-Veranstaltung 2006 in der Serpentine Gallery brach er zusammen, verbrachte Zeit im Spital – seither versucht er, regelmässig Sport zu treiben.)

«Was ist dein Geschäftsmodell? Wer zahlt, wenn du um die Welt reist, Leute triffst und, vielleicht, eine Ausstellung organisierst?» – «Interessante Frage. In den neunziger Jahren war ich freier Kurator, dann kamen die ersten Anstellungen, ich hatte ein *attachment*, war aber immer auch noch frei. Ab 2000 war ich fester Kurator in Paris im Gegenwartsmuseum, seit 2006 bin ich bei der Serpentine. Mit wenigen Ausnahmen bin ich wochentags im Büro. Harald Szeemann [verstorbenen Schweizer Kurator, sein Vorbild] hat mir gesagt, es sei wahnsinnig wichtig, dass man als Kurator nicht aufhört zu recherchieren, auch wenn man ein *attachment* hat. Sonst entwickeln sich keine neuen Ideen, wie sagt man dem, «Locked-in-Syndrom»? Ich hab überlegt, ich könnt' einfach an 52 Wochenenden im Jahr machen, was ich früher gemacht habe [reisen, um Leute zu treffen]. Ich halte Vorträge, das zahlt das Ticket, Vorträge ermöglichen eigentlich alles – aber es ist eine Nullsummenrechnung.»

Sein liebstes Restaurant: «Clarke's», 124 Kensington Church Street, London, Telefon +44 207 221 92 25

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53									54				



Lösungswort — Das Genie ist mit ihr identisch

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Marx und Mosel und ihre etwas verschobene Gemeinsamkeit. 7 Dieses Heim ist irgendwie schon speziell. 12 Freund oder nicht Freund, das ist bei ihm die Frage. 15 Man findet sie im Körper wie im Untergrund. 16 Im Ansatz ein Navigationssystem. 17 Wirkstoffe sind ihnen eigen. 18 Einer von denen, die einst Spanien beherrschten. 19 Sehen und gesehen werden, in dem Grand Café in Zürich. 20 Ein Gesicht in der Menge, wie es Kazan sah. 22 Die SP-Haller sorgte oft für erfrischende Knaller. 23 Begrenztes, wirres Familienunternehmen. 25 Zschäpe als dessen letzte Überlebende. 27 Die mit ihrem schönen Gefieder landeten schon im Mittelalter in der Pfanne. 30 Phänomenale Alpentransversale, bald. 33 Mach eins zu drei, und fertig ist das zusammengedrehte Gebilde. 34 Womit das Fahren auf etwas verzichten bedeutet. 37 TV und Radio, im Tessin bekannt. 39 Akihito ist der 125. 40 Sie sind dem Eiskunstläufer wie dem Barkeeper bekannt. 42 Zu ihren Nebenflüssen gehören auch Moldau und Mulde. 45 Dieser: der Schwarze wie der Weisse: christliche Missionare (7. Jh.). 47 Langer Fluss im Kaukasus. 48 Als Teil der Tracht war sie Zeichen päpstlicher Macht. 50 Für Katholiken: Weihbischof in Trier. 51 Tröster von Gottes Gnaden. 52 Mobilfunkstandard (3G). 53 Mittelalterliches Hauptgericht. 54 Halbinsel, ein Land, zwei Staaten.

Senkrecht — 1 Bis dann, womit wir dann im Heute angelangt sind. 2 Ihre Nadeln und Rinden können Rinder töten. 3 Was summende Bienen machen. 4 Bei offenen Fragen wende man sich an ihn. 5 Von vornehmer Gesinnung ist, was ein solcher Stein auch ist. 6 Paradox: rein und doch vermischt. 8 Bahamas: Great, von dort der Blick nach Kuba. 9 Ein Südostasiater, der überhaupt grösste Vertreter der Rinder. 10 In der Türkei wird das Weltall namentlich dazu. 11 In der Mehrzahl wird das Verbindungselement zum Metallbolzen. 13 Eins: der Curry und die indische Stadt. 14 Wie unsere Welt nun mal ist. 21 Die Frank und ihr Tagebuch. 24 Fruchtsaft, der sich dicke tut. 26 Bei manchen kommt er aus dem, bei andern in den Mund. 27 Keulenförmiger Muskelstrang für Gourmets. 28 Zum wechseln: altgedienter Seemann und Ohrenrobbe. 29 Die Nase sieht sich ziemlich verrutscht an. 31 Bevorzugtes Schiff für antike römische Seeschlachten. 32 Was Pasta immer genug brauchen. 35 Vorwurf wie unbegründete Anschuldigung. 36 Beschränkt Soldatische Honorare, dafür steuerfrei. 38 Touristisches Ziel: die Überreste von Lakedaimons Stadt. 41 Lichtdurchlässige Schicht. 43 Eine Wesensart, die Ärger erspart. 44 Sie kann es sich leisten, ihre Blätter grün abzuwerfen. 46 Auf du mit Novitzki. 49 Asoziale Person zwanglos und ohne Umschweife.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 446

	V	E	R	S	T	A	N	D		E	U	E	R		
T	I	C		E	I	N	O	R	D	N	E	N		C	
U	R	K	A	N	T	O	N	E		I	B	E	R	O	
N	E	Z		G	E	M	E	I	N	D	E	R	A	T	
D		A	S	E	L	A		E			R	O	M	Y	
R	U	H	E	N		L	A	C	H	E	R		P		
A	N		N	A		S	I	T	K	A		A	P	E	R
	T		S	P	A	E	T		R	E	G	A		A	
E	R	D	O	E	L		L	E	I	T	E	R	I	N	
L	E	I	N	S	A	M	E	N		A	N	A	N	D	
G	U	S		C			E	I	L	T		N	C	E	
G	E	S	T	E	L	L		F		S	B	A	H	N	

Waagrecht — 1 VERSTAND 8 EUER 11 TIC 12 EINORDNEN 14 URKANTONE (Waldstätte ist anderer Name) 15 IBERO (-amerikanisch, in Zus.setzung mit Spanien, Portugal u. Lateinamerika) 17 NEZ (franz. f. Nase) 18 GEMEINDERAT 19 ASELA (a sela, port. f. der Sessel) 21 ROMY (Schneider) 22 RUHEN 24 LACHER 27 ANNA 28 SITKA 29 APER 32 SPAET 34 REGA 36 ERDOEL 38 LEITERIN 41 LEINSAMEN 42 ANAND (Vorname: Viswanathan, mehrfacher Schachweltmeister aus Indien) 43 GUS (-s) 44 EILT 45 NCE 46 GESTELL 47 SBAHN (-Systeme)

Senkrecht — 1 VIRE (-n) 2 ECKZAHN 3 SENGEN 4 TITEL 5 ANOMALIE 6 NONE 7 DREIECK 8 ENID (Neid) 9 UEBERRAGEN 10 ENERO (span. f. Januar) 11 TUNDRA 13 COTY 16 RAMPE 20 SEASON (engl. f. Theaterspielzeit) 23 UNTREU 25 ATTLEE 26 HARI 28 SALA (span. für Saal) 30 PARANA 31 RANDEN 33 PESCE (it. f. Fisch) 35 ETATS 36 ELGG 37 DISS 39 ENIF (fein) 40 INCH (1 in = 2,54 cm)

Lösungswort — EIDGENOSSEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY
YOUR
MOMENT

DS-8 MOON PHASE

12-STUNDEN PRECIDRIVE™ CHRONOGRAPH

WWW.CERTINA.COM

